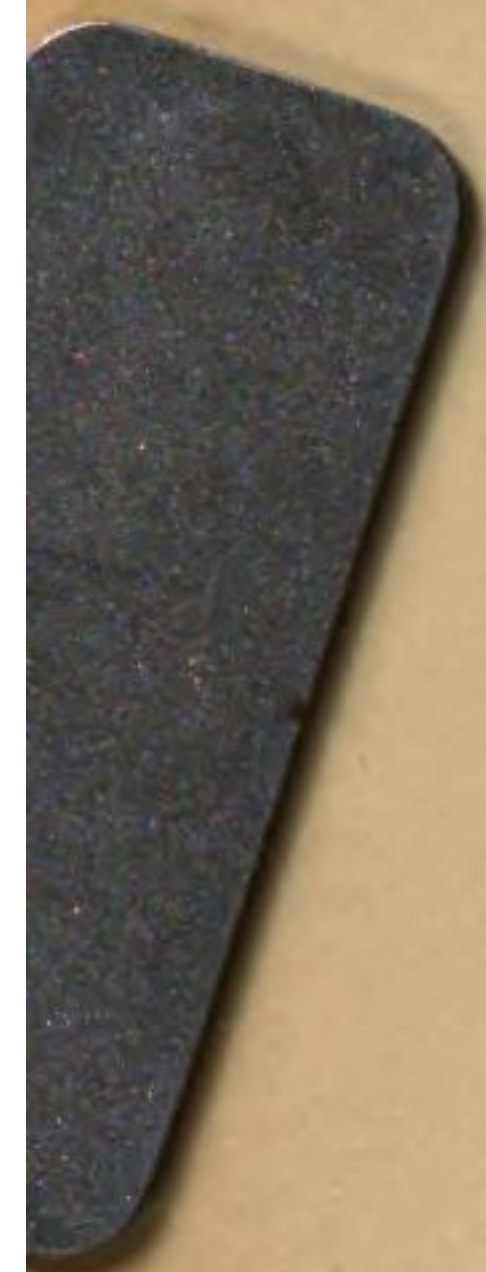


L. gen.

85

P



Der Ursprung der Sprache

aus

dem poëtischen Triebe.

Inaugural-Dissertation,
der hohen philosophischen Facultät
der vereinigten Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg

behufs

Erlangung des Doctorgrades

vorgelegt

und nebst den angehängten Thesen

am 14. Mai 1875 Mittags 11 Uhr

in der Aula der Universität

öffentlich zu verteidigen

von

Paul Schwartzkopff.

Opponenten:

Paul Schröder, stud. phil. et theol.

Hermann Felber, stud. med.

Halle,

Druck der Heynemann'schen Buchdruckerei.

(J. Fricke & F. Beyer.)

A

L. gen. 85 c



Seinen
g e l i e b t e n E l t e r n

widmet diese Erstlingsschrift

in Dankbarkeit

der Verfasser.

Motto.

Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Schiller.

Princip.

Widersprechen die uns zugänglichen Erfahrungsdaten geradezu der Anwendbarkeit einer Hypothese in Bezug auf ein bestimmtes Gebiet, so liegt es im Interesse der Wissenschaft, ein Verfahren aus ihren Grenzen zu verweisen, welches jene Hypothese ohne weiteres zur regulativen Norm der Formulirung eines Problems in eben dieser Sphäre macht. Wenn daher W. H. I. Bleek (Ueber den Ursprung der Sprache, mit einem Vorworte von Dr. Ernst Haeckel, Weimar 1868, p. 46.) als Thatsache constatirt, dass „nicht ferner mehr“ „aus thierischer Sprachlosigkeit sich menschenähnliche Zustände entwickeln können,“ so scheint uns für den wissenschaftlichen Standpunkt das vorhergehende „nicht“ das folgende „ferner mehr“ zu vernichten, d. h. die weiland Hypothese nunmehr in ein Vorurtheil zu verwandeln, welches am allerwenigsten geeignet ist, als Operationsbasis des schwierigsten Problems der Sprachphilosophie, nämlich desjenigen über den Ursprung der Sprache, zu dienen. Jenes „nicht“ nämlich negirt bis auf weiteres, auf Grundlage der empirischen Daten unsrer Sphäre, die Berechtigung, auf dieselbe jene Hypothese anzuwenden, welche durch das folgende „ferner mehr“ involvirt wird. Wenn Bleek also das Problem über den Ursprung der Sprache dahin formulirt, zu untersuchen „aus was für Fähigkeiten des thierischen Wesens unter günstigen Bedingungen menschliches Leben entspringen konnte“ (p. 46.), oder eben so dogmatisch p. 44: „Wie das entstand, was uns über

die Thierwelt emporhob“ so schliesst bereits die Formulirung unsrer Aufgabe jenes als solches von uns erwiesene Vorurtheil ein.

Der Wissenschaft ihrerseits geziemt zunächst die vorurtheilslose Formulirung des eigentlichen Thatbestandes einer Erscheinung, und erst darauf hat sie denselben in seine letzterreichbaren Factoren zu zerlegen und regressiv die Bedingungen seiner Möglichkeit zu untersuchen.

Bevor wir jedoch an die Fixirung des Thatbestandes gehen können, müssen wir einige einleitende Punkte zu erledigen suchen. Zunächst möchten wir den Vorwurf zurückweisen, den man uns etwa daraus machen könnte, dass wir uns im folgenden in Bezug auf die Frage, ob auch in der Leiblichkeit des Thieres Hindernisse vorliegen, welche dasselbe zur Sprachlosigkeit, gegenüber der Sprachfähigkeit des Menschen, verdammen, gänzlich zu bescheiden gedenken. Wir hoffen nämlich für die Thatsache der menschlichen Sprache geistige Bedingungen zu erschliessen, welche dieselbe einzig ermöglichen, während andererseits die thatsächliche Sprachlosigkeit der Thiere, die selbst Bleek anerkennt, den Schluss auf den Mangel eben jener einzigen Möglichkeitsbedingungen der Sprachentstehung im Thiergeiste gestatten wird, so dass die Thiere, auch wenn sie körperlich dazu fähig wären, es dennoch wegen des Mangels eben jener geistigen Bedingungen nie zur Sprache bringen würden. Weil in diesem Falle die Frage, ob mit jener erwiesenen geistigen Sprachimpotenz der Thiere etwa gleichzeitig eine leibliche Sprachunfähigkeit Hand in Hand geht, nur von secundärem Gewicht sein kann, so lassen wir letztere dahingestellt sein. Wenn nämlich als einzige Möglichkeitsbedingung der menschlichen Sprachfähigkeit ein geistiges Moment erwiesen ist, so ist damit zugleich als Hauptgrund der thierischen Sprachlosigkeit der Mangel eben jenes sprachzeugerischen Principis im Thiergeiste festgestellt, und die Frage beantwortet: warum die Thiere nicht sprechen. Denn geistige Potenzen, wo sie vorhanden, führen unmittelbar die Beding-

ungen mit sich, welche ihre Auswirkung ermöglichen. Treten also derartige vermeintliche Potenzen nicht in Energie, so sind wir berechtigt mit Steinthal auf ihr Nichtvorhandensein zu schliessen. Haben wir doch für die Thatsächlichkeit des Vorhandenseins jener Potenzen keine andre Gewähr als die Thatsache ihres Sichauswirkens. Eine sprachfähige Seele schafft sich auch die entsprechende Organe ihrer Aeusserung, und umgekehrt wohnt in einem sprachunfähigen Körper auch eine sprachunfähige Seele. Gegen diese wechselseitige Entsprechung, den, von Zufälligkeiten abgesehen, stetigen Parallelismus zwischen den Momenten geistiger und physischer Organisation, werden am wenigsten diejenigen etwas einzuwenden haben, welche, in monistischer Tendenz, sogar die Identität beider Seiten behaupten.

Uebrigens hat zur überscharfen Zuspitzung der Gegensätze zwischen dem Darwinistischen und nicht-Darwinistischen Lager wesentlich beiderseitiger Dogmatismus beigetragen, in dem man einerseits naturwissenschaftliche Thatsachen, aus falsch verstandenen höheren Interessen, glaubte leugnen zu müssen, andererseits aus ausgemachten und nicht ausgemachten Thatsachen, über das Ziel hinaustreffende und eben darum es verfehlende Consequenzen zog und dabei die Unvollständigkeit des Inductionsmaterials übersah. So suchte man besonders aus den Ursprüngen der Menschheit und ihrer Aeusserungen jedes generelle *specificum humanum* zu tilgen und es auf einen nur graduellen Unterschied zu reduciren, und hatte dabei im Einzelnen vielleicht Recht, aber im Ganzen Unrecht. Andererseits hatte man im Ganzen Recht, aber oft im Einzelnen Unrecht, indem man den Beweis für das generelle *specificum* dort suchte, wo er nicht zu finden war, und dabei den wahren Ort übersah. Die Naturwissenschaft secirte nämlich bei der Vergleichung des Menschen mit den höheren Thiergattungen die einzelnen geistigen Functionen des Thieres einerseits und des Menschen andererseits, hatte die Theile in der Hand und hielt sie an einander, ohne zu bemerken, dass leider nun das geistige Band fehlte, das sie ja eben erst in ihrem redlichen Sections-

resp. Abstractionsbestreben vernichtet hatte. So fand sie denn, Einzelnes gegen Einzelnes, ein Geistesvermögen gegen das andre gehalten, nur einen graduellen Unterschied. Und das war vielleicht richtig. Hätte sie aber, wie sie sollte, eine Totalgeistigkeit gegen die andere Totalgeistigkeit gehalten, so würde ihr die völlig heterogene Richtung der menschlichen im Verhältniss zur thierischen nicht entgangen sein, sie würde das Siegel gottmenschlicher Majestät auf der Stirne des Menschen, den hellstrahlenden Gottesfunken in seinem Auge entdeckt haben, der selbst demjenigen entgegenleuchten musste, welcher auch nur unbefangen den Blick z. B. des menschlichen Säuglings mit demjenigen des ihm am Verstande überlegenen Hundes verglich. Aber wir verlangen nicht, dass man, was wir hier als Thesen aufstellen, auf Treu und Glauben hinnehmen soll, da wir aus der That- sache der Sprache als Bedingung der Möglichkeit ihrer Entstehung eben jenes Princip zu erweisen hoffen, dessen tatsächlicher Mangel dem ganzen Thun und Gebahren des Thieres im Verhältniss zu demjenigen des Menschen jene charakteristische Färbung giebt, die uns schon entgegentritt, wenn wir auch nur einen flüchtigen Blick auf die alltägliche Erfahrung werfen, so weit uns dieselbe das Leben und Treiben der Thiere beobachten lässt. Als dies specificum wird sich der künstlerische, schöpferische Trieb überhaupt, erweisen, und zwar hier, mit spezieller Rücksicht auf die Sprache, der poëtische Trieb. Wir versuchen den Quellpunkt der Poësie und Sprache als thatsächlich identisch darzulegen, in der Weise, dass sich uns die Sprache als die Poësie auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung darstellen wird.

Es wäre befremdlich, wenn nicht Jedem, der nur einen oberflächlichen Blick auf unser Problem wirft, sofort die so wunderbare und naheliegende Verwandtschaft von Sprache und Poësie auffiele. So haben sich denn auch darüber viele zum Theil der bedeutendsten Sprachforscher bestimmtere oder unbestimmtere Vorstellungen gemacht. Schon Herder ruft aus in seiner „Abhandlung über den Ursprung

der Sprache“ (Zweite berichtigte Ausgabe, Berlin 1789, p. 96.): „Was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poësie!“ — Pott (Et. F. II. I. 231, Zweite Auflage, Detmold 1861) rügt mit Recht: „Man bedenkt es zu wenig, dass nicht eigentlich der Verstand die Sprache schuf, vielmehr des Menschen Phantasie.“ — Scherer (Zur Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1868, p. 159.) spricht es in vier Worten aus, dass „alle Sprache Poësie ist.“ — Renan nennt die Sprache (De l'origine du langage, quatrième édition, Paris 1864) (p. 69.) „poème admirable qui est né et s'est développé avec l'homme.“ — Wackernagel (Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, Basel 1872, p. 10.) sagt: „Ganz eben so in der Sprache wie in der Kunst: auch bei deren Darstellungen ist es stets auf Mittheilung abgesehn.“ — Und endlich Georg Curtius (Grzz. 4te Aufl. Leipzig 1873, p. 37) glaubt mit Max Müller „den Sprachstoff mehr durch poëtische Schöpferkraft (a poetical fiat) als durch analytisches Denken entstanden,“ und p. 725: „Vor Allem ist es gewiss, dass die sprachbildende Geisteskraft der poëtischen Phantasie näher liegt, als der logischen Abstraction.“ — Um so mehr muss es befremden, dass unsres Wissens noch Niemand den poëtischen Trieb zum Grundpfeiler eines systematischen Versuchs der Lösung unsres Problems über den Ursprung der Sprache gemacht hat.

Hiesse unser Titel „Der pantomimische Ursprung der Sprache aus dem poëtischen Triebe,“ so würde er, Schopenhauer's bekanntem Wunsche gemäss, bereits das Ganze nach seinen beiden Haupttheilen in nuce enthalten; denn unser erster Theil handelt vom poëtischen Triebe als Princip, und der zweite von der Pantomimik als Methode des Sprachursprungs. Da jedoch letztere weit untergeordnetere Wichtigkeit für uns hat, als das Princip, so haben wir sie aus dem Titel fortgelassen. Auch wer uns die Methode nicht zugiebt, wird nichtsdestoweniger dem Princip beipflichten können, dessen Erforschung wir als eigentlichen Kernpunkt uns-

rer Aufgabe betrachten. Da ferner unser Titel lautet „Der Ursprung der Sprache,“ nicht der Sprachen,“ und wieder „der Ursprung der Sprache,“ also nicht deren Entwicklung, so sind damit einerseits Fragen, wie die nach ursprünglicher Ein- oder Vielsprachigkeit, ferner nach Umfang, lautlichem und begrifflichem Bestande des Urlexikons, Ausbildung der Grammatik und ähnliche ausgeschlossen, und die beiläufige, leichte Berührung einiger von ihnen würde ein opus supererogativum sein. Da wir unser Thema im Wesentlichen als ein rein philosophisches, resp. psychologisches auffassen, wonach uns nur die Sprache überhaupt angeht, so machen wir uns auch Nichts mit Lautphysiologie und den ebenso verführerischen, als häufig schlüpfrigen, Consequenzen daraus zu schaffen. Wir halten es hierin mit Bleek, wenn er p. 66. sagt: „Mit der Entstehung des Worts, als von dem Empfindungslaute lautlich und begrifflich durchaus geschieden, ist eigentlich die Frage über den Ursprung der Sprache erledigt, und die Verfolgung der ferneren Entwicklung der lautlichen Form und ihres begrifflichen Inhalts muss der Sprachgeschichte überlassen bleiben.“

Untersuchen wir jetzt das Datum des Worts, dessen genetische Ableitung uns später obliegen wird. Bleek statuirt in unserm Citate einen totalen, begrifflichen Unterschied — der lautliche kommt für uns nur secundär in Betracht — zwischen Wort und Empfindungslaut. Und wirklich besteht das specificum des Worts, im Gegensatz zu dem an sich rein subject-bedeutsamen Empfindungslaute, in der Object-bedeutsamkeit des ersteren. Darunter verstehen wir den Bedeutungsbezug auf die Vorstellung eines bestimmten Objects. Statt „objectbedeutsam“ können wir einfacher „bedeutsam“, statt „nicht-objectbedeutsam“: „unbedeutsam“ sagen. Die Unbedeutsamkeit des Naturlauts an sich werden wir im Anfang des zweiten Theiles ansehen, und müssen sie einstweilen voraussetzen. Dass ferner das Wort, seiner Lautmaterie nach, wesentlich aus demselben Materiale als der Naturlaut besteht, nur aus artikulirtem, resp. artikulirterem,

versteht sich von selbst, da ja die phonetische Naturbasis dieselbe ist.

Ein Zeichen kann dynamisch oder wirklich bedeutsam sein. Ersteres ist es, bevor es als bedeutsam appercipirt ist. Ueber den Vollzug der Apperception desselben als eines solchen, nachdem es überhaupt bedeutsam geworden ist, werden wir hier kein Wort zu verlieren brauchen, da wir im Ganzen mit Steinthal's trefflicher Erörterung dieses überhaupt im Wesentlichen kaum anfechtbaren Punktes übereinstimmen. (Steinthal's „Abriss der Sprachwissenschaft“, erster Theil, Berlin 1871.). — Inwiefern wir von seiner Ansicht im Einzelnen differiren, wird sich, so weit es uns angeht, im Folgenden ergeben. — Unter Bedeutsamkeit werden wir im Allgemeinen die dynamische zu verstehen haben; denn um sie und ihre Entstehung ist es uns fast ausschliesslich zu thun. Wir wollen nämlich im ersten Theile aus dem factum verbi die Entstehungsbedingungen desselben, als (Object-) Mittheilungszeichen überhaupt angesehen, erschliessen, im zweiten Theile dagegen dieselbe Untersuchung in Bezug auf das Wort, nun speciell als lautliches, bedeutsames Mittheilungsmittel, vornehmen.

Also zunächst ist uns das Urwort, die Wurzel — denn nur um sie kann es sich handeln, wenn an dieser Stelle vom Worte die Rede ist — als objectbedeutsames Mittheilungsmittel gegeben. Da es jedoch Manchen immer noch nicht zu ganz klarem Bewusstsein gekommen zu sein scheint, dass dies wirklich unser Datum ist, so müssen wir noch mit ein paar Worten die Undenkbarkeit, als habe ein Urwurzelwort überhaupt in Existenz treten können, ausser in Beziehung auf ein bestimmtes Radicalobject, — so wollen wir es nennen — als sein eigentliches Uretymon, ausser Zweifel zu stellen suchen. Wir setzen dabei sogleich zweierlei in Betreff des Wesens der Wurzeln als ausgemacht und bekannt voraus. Nämlich einmal ihre Realität, d. h. dass diese letzterreichbaren, von allen Bildungselementen entblösten Laut-complexe ursprünglich die „wirklichen Wörter der Sprache

waren“, (Curtius Grzz. p. 724.), und dann, dass „die Sprache immer von bestimmten Anschauungen ausging“ (p. 725), dass ihre Etyma stets sinnliche Begriffe waren. Sodann haben wir also nur noch die Unmöglichkeit einer auf substratlose sinnliche Begriffe als solche bezüglichen Wort-schöpfung zu constatiren. Wie kann man erst bestimmte, sinnliche Begriffe benannt, und alsdann, von derartig abstracten Wurzelwörtern aus, concreten Dingen den Namen gegeben haben! In der That existiren ja jene Urworte gar nicht, ausserhalb ihrer Anwendung, losgelöst von dem angeborenen Zusammenhange, in welchem sie mit bestimmten, individuellen Dingen, als ihrem unentbehrlichen Substrat, ursprünglich standen. Denn sie führten doch wohl ihre wirkliche und einzig wahre Existenz nicht im Wurzellexikon, sondern im Leben. Es konnte überhaupt ursprünglich Etyma nur geben an der unentbehrlich hinzuzudenkenden und hinzugedachten Dingvorstellung des bestimmten Radicalobjects, oder anders ausgedrückt: eine bestimmte Wurzel bedeutete ein bestimmtes, concretes Object, als in einer ganz bestimmten Weise individuell-sinnlich beeigenschaftet. Dies war das primum denominatum. Auf die nähere Bestimmung des eigenthümlichen Modus jener Eigenschaft wird uns der weitere Gang der Untersuchung zurückführen; doch werden diese Andeutungen einstweilen genügen zu der Einsicht, dass das Urwort nicht etwa als Bedeutungsmittel eines rein begrifflichen Gedankens, einer Idee, einer zwar sinnlichen, aber abstracten Eigenschaft oder dergl., sondern als objectbedeutsames Mittheilungsmittel gegeben ist. — Nach Obigem ergibt sich die Correctur des Whitney-Jolly'schen Satzes („Die Sprachwissenschaft“, München 1874, p. 374.) „dass die ältesten Elemente der Sprache, welche die Wissenschaft aufzuweisen im Stande ist, keine Benennungen concreter Gegenstände sind, sondern Handlungen, Bewegungen, sinnliche Wahrnehmungen ausdrücken“, von selbst.

Inwiefern und da die Objectbedeutsamkeit das eigentliche Wesen des Worts im Gegensatz zum Naturlaut con-

stituirt, fällt die Wortvorstufe der deiktischen, auf jedes beliebige Object ursprünglich promiscue hindeutenden, aber noch kein bestimmtes, einzelnes, individuelles Object als solches bedeutenden Demonstrativlaute, wie *ta* u. dgl., ausserhalb unsres Problems, das es nur mit dem Ursprung der eigentlichen Sprache, d. h. der Nennwurzel zu thun hat. Das „*sarvanāman*, d. h. das Wort für Alles, das allgemeine Wort (Whitney, p. 373.)“ — das „leere“ Wort (Westphal) — die „*φωνὴ ἄσημος*“ (Aristoteles) ist erst in ein abstractes Verhältniss zur Objectivität überhaupt getreten, aber noch nicht objectbedeutsam, steht der Lautgeberde noch zu nahe, um als Vollbürger im Reiche der Sprache anerkannt werden zu können. Erst durch ihren Anschluss an „volle“ Wörter, mit dem Beginn der Grammatik, fassen diese amphibischen Zwitterwesen zwischen Natur- und Geisteslaut festen Fuss, weil sie nun in organischen Zusammenhang mit *φωναῖς σημαντικαῖς* treten.

Wir haben jetzt völlig das Datum fixirt, an dessen Ableitung uns liegt. Letztere wird nur so geschehen können, dass wir zunächst aus dem Datum des Worts sein genetisches Princip zu erschliessen, und darauf erst aus dem entdeckten Princip vorschreitend die Genesis des Datums, so weit uns möglich sein wird, zu reconstruiren versuchen. Leider ist man auch in Bezug auf unser Problem selten dieser einzig sicheren Strasse gefolgt, sondern vielmehr öfter auf's Gerathewohl hin direct an die Aufstellung des Principis gegangen, ohne sich zuvor zweifellos versichert zu haben, was man denn eigentlich daraus abzuleiten wünsche.

Wenn wir jetzt mit ein paar Worten die Unzulänglichkeit einiger aufgestellten Principien der Sprachentstehung kritisch beleuchten möchten, um alsdann zur Ableitung unsres eigenen Principis aus dem festgestellten Datum des Urworts überzugehen, so schweigen wir gänzlich in Betreff der einst besonders von Süssmilch verfochtenen Hypothese vom sogenannten „göttlichen“ Ursprung der Sprache, welchen man in diesem Zusammenhange lieber den „magischen“ nen-

nen sollte, da er der Widerlegung nicht mehr bedarf. Dass man den Sprachursprung aus dem Wesen des Menschen zu begreifen suchen müsse, wird jetzt Niemand mehr bezweifeln. — Es handelt sich besonders um die Widerlegung zweier einseitiger Ansichten, von denen die erste dahin zielt, als könne die Sprache dem Menschen als einem begehrliehen, sinnlich bedürftigen, die andere dahin, als könne sie ihm als einem Wesen entstanden sein, welches die Fähigkeit abstracten, reflectirten, analytischen, discursiven Denkens besitze, und eben insofern ihm diese Fähigkeit zukomme.

Es konnte aber in der That, um uns damit zuerst auseinanderzusetzen — inwiefern ein selbst grosser Intellekt nur im Dienste des sinnlichen Selbsterhaltungstriebes zu fungiren hatte, in der menschlichen Natur kein Zweck liegen, welcher durch eine, noch nicht existirende, sondern erst zu schaffende, Objectsprache, besser hätte befriedigt werden können, als durch die dem Menschen angeborne Subjectsprache, durch seine Interjectionen, Lautgeberden und mimischen Geberden. Denn dadurch konnte er seine Begehungen, Wünsche, Gefühle, überhaupt seine subjectiven Seelenerregungen zu einem den Genossen unmittelbar verständlichen Ausdruck bringen, bis zu feinsten Nuancirung, da man den Sinn seiner Laute auf Grund angeborener Sympathie zu deuten wusste, und zwar weniger aus der Lautmaterie, als vorzugsweise aus dem Rythmus des Lautes und dem eigenthümlichen, seelischen Betonungsmomente, das unmittelbar aus demselben herausklang. Es konnte den Menschen also Nichts treiben zum willkürlichen, geschweige denn unwillkürlichen Ergreifen der Vermittlung eines für ihn als blosses Thier gar nicht existirenden Zwecks oder Bedürfnisses.

Wie für diesen darwinistischen Standpunkt die Sprachschöpfung Luxus und much ado about nothing war, so muss sie auch dem Gesichtspunkt des entgegengesetzten, spiritualistischen Verirrung, der Mensch zeuge die Sprache in seiner Eigenschaft als denkendes Wesen, oder mit andern Worten, es liege im Denken als solchem ein Streben, gewissermassen

zu seiner Selbstvervollkommnung, Selbstvollendung, Wort zu werden: eine terra incognita bleiben.

Nein! die Sprachschöpfung war weder ein testimonium paupertatis humanae, noch ein directer Ausfluss des Denkens als solchen. Vielmehr war das erste Hervorspringen des im Nebel der sinnlichen Hülle sich abspiegelnden Wortblitzes aus dem tiefinneren, feurigen Geisteskrater, ein erster, zum Himmel jauchzender Salutschuss der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Doch ehe wir zu unserm zweiten Punkte, nämlich der Widerlegung der spiritualistischen Ansicht übergehen, wollen wir dem ersten beiläufig auch noch eine inductive Stütze zu geben suchen durch den kurzen Erweis, dass in der That die Thiere keine wirkliche, d. h. objectbedeutsame Sprache besitzen.

Wenn das Nachtigallmännchen seinem heckenden Weibchen die schmelzendsten Lieder vorsingt, so zögern wir nicht, dies als unmittelbare, unwillkürliche Aeusserung erregter, in diesem Fall freudig erregter Subjectivität, ohne irgend welche Objectbedeutsamkeit, von dem Gebiete der Sprache auszuschliessen. — Wenn aber die geängstete Sperlingsmutter mit einem ganz eigenthümlichen Ticklaute die in ihrem Brutbereich umherschleichende Katze von Ast zu Ast verfolgt, unablässig die Bewegungen der Feindin recognoscirend, — wenn die Drossel, die einen Hühnerhabicht in Sicht bekommen hat, davon die andern Vögel durch einen fremdartigen, warnenden Ton sofort in Kenntniss setzt, worauf im ganzen Waldbezirk lautlose Stille eintritt, — wenn das Pfeifen des Gemsbocks für sein Rudel, oder jenes scharfmarkirte, sonderbare Geschrei des Leitaffen für seine Heerde, das allgemeine *Sauve qui peut!* zu signalisiren scheint, während das *Kahi! Kahi!* des Gorilla's augenblicklich als Zeichen zu wüthendem Angriff verstanden und befolgt wird — ist da nicht wirklich der Laut ein Mittheilungsmittel geworden? Das scheint allerdings so, und wir haben keinen Grund, in Abrede zu stellen, dass wir hier wirklich eine Lautgeberde vor uns haben, aber eben in-

sofern und deswegen kein objectbedeutsames Wort. Denn weit entfernt, sich auf einen bestimmten Gegenstand als solchen zu beziehn, tritt das Thier mit dem Laute durchaus nicht aus der etwa im Bezug zum Gattungsleben oder sonst erweiterten, aber dennoch rein subjektiven Sphäre seines Selbsterhaltungstriebes heraus. — Kann sich doch im Laute nur diejenige Stufe geistiger Capacität einen Ausdruck geben, auf welcher das lautirende Wesen wirklich steht! Und niemals wird man bei Beobachtung des Thierlebens auf Daten stossen, welche auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Befreiung der Geistigkeit des Thieres von den Sklavenfesseln seines sinnlichen Selbsterhaltungstriebes documentiren, für welchen die Dinge nur als die Endpunkte der von seiner utilistischen Begehrlichkeit ausgehenden Fäden figuriren. Letztere ist der einzige Zunder, der die Intelligenz des Thieres zu befeuern vermag.

Wenn die Gorillas Aeste und Nüsse abbrechen und sie von oben herab auf ihre Gegner schleudern, oder, wenn der Haushund sein vom Ofen ferner abliegendes Kissen mit der Nase an den Ofen heranschiebt, um wärmer zu liegen, so können wir, scheint es, nicht umhin, in diesen zweckmässigen, verständigen Acten mehr als einen blossen Instinct, nämlich bis zu einem gewissen Grade ein bewusstes und überlegtes Thun anzuerkennen. Aber niemals werden wir diesen Thierverstand ausserhalb der Sphäre des Selbsterhaltungstriebes sich bethätigen sehen, und auch dort nur in beschränkter Weise. — So ist es sogar möglich den Hund zum Verständniss von mancherlei Worten zu bringen, soweit und inwiefern dieselben in irgend einem Bezug zu seinem Wohl- oder Uebelbehagen stehen. Aber nimmer wird ihm ein Lautcomplex objectbedeutsam werden können. „Mohr! die Miz holt den Knochen!“ — sofort wird Mohr, welcher hat begreifen lernen, was diese schrecklichen Worte bedeuten, eilige Anstalten zur Sicherung seines Knochens treffen. — So weit wie diese Sphäre, so weit geht also auch im Allgemeinen die Möglichkeit seines Wortverständnisses, aber nicht darüber hinaus.

Wir möchten nun noch in der Kürze die Meinung abwehren, als sei die Denkfähigkeit des Menschen zureichender Grund für die Sprachentstehung. Denken und Sprechen sind zwar enge, aber nicht unlöslich verbunden. Denn wenn in der Denkfähigkeit des Menschen als solcher der complete Bedingungscomplex für das Inexistenztreten der Sprache gegeben wäre, so würde ein von der Sprache unabhängiges, sprachloses Denken unmöglich sein. Da dies in der That nicht der Fall ist, wie noch letzthin Whitney-Jolly endgiltig dargethan hat — auf den wir hier verweisen müssen (z. B. „Sprachwissenschaft“ 1874 p. 578) — da vielmehr nur der Wunsch, seine Gedanken mitzutheilen, den Menschen zum Sprechen antreibt, wie uns die Erfahrung durchaus bezeugt — und zu dem Schlusse, dies sei in der Urzeit anders gewesen, berechtigt uns nicht einmal eine einzige Analogie — so löst sich damit jene spiritualistische Meinung als irrthümlich auf. Whitney nennt sogar die Annahme, dass „ein Begriff nicht ohne Hilfe eines Worts erfasst werden könne, bis zum Widersinn ungereimt.“

Wenn Herder (p. 65.) sagt „der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet,“ so haben wir es eben nur mit einer geredeten, nicht mit einer nie geredeten Sprache zu thun.

Uebrigens dürfen wir um so schneller über derlei Denkbarkheiten und Udenkbarkheiten hinweggehn, als uns in der That fingirte Data gar nicht kümmern, sondern wir vielmehr einzig die Genesis des Wortdatums, wie es vorliegt, zu ergründen suchen. Es ist uns aber das Urwort gegeben als Mittheilungsorgan objektiver Bewusstseinsinhalte und führt gar keine Existenz als in eben dieser Gestalt.

Wenn man als Entstehungsprincipien der Sprache das Freiheitsvermögen oder das Selbstbewusstsein hinstellt, so glauben wir, dass unsre Kräfte nicht zureichen, um in solcher Tiefe die Wurzeln der Sprache aufzusuchen. Wir haben es aber auch nicht nöthig, sondern können uns begnügen, wenn wir ihre unmittelbaren Gründe in der Geistigkeit des Men-

schen ausfindig zu machen vermögen. Den Weg zu diesem Ziele ist allein das Datum des Worts selbst uns zu weisen im Stande, und dies wollen wir nun darum befragen.

Aus der blossen Analyse des Worts, als eines objectbedeutsamen Mittheilungsmittels, ergiebt sich uns unmittelbar, als nothwendige Bedingung seiner Entstehung, eine im Urmenschen liegende Tendenz, die auf Mittheilung eines Objects gerichtet ist, und zwar auf Mittheilung eines Objects als solchen. Denn wir fanden schon oben auf indirectem Wege, dass die Schöpfung einer Objectsprache keinen exoterischen Grund haben kann, dass kein Zweck erfindlich ist, um dessentwillen der Urmensch hätte Veranlassung finden können, ein Ding zu benennen, wenn nicht eben um seiner selbst willen. — Einen etwaigen Einfall, dass der Mensch auf den für ihn nicht existenzfähigen Gedanken verfallen sei, Dinge zu benennen, um sie halt zu benennen, pro joco, dürfen wir natürlich nur durch Schweigen beantworten, weil wir diesen Ungedanken selbst für einen jocus halten. — So erschliessen wir denn jetzt ohne Aufenthalt aus dem auf die Dinge selbst als solche bezüglichen „Interessirtrieb“ (I^2) den auf die Dinge selbst als solche bezüglichen „Interessetrieb“ (I), als nothwendige Möglichkeitsbedingung des ersteren selbst — da sich ein Interesse, die Dinge mitzutheilen, nur insofern einfinden konnte, inwiefern sie selbst als solche ein Interesse in Anspruch nahmen. I^2 ist also der Erklärungsgrund von I, hingegen I der Realgrund von I^2 . Nämlich für uns, als abstracte Betrachter, die wir um der reinlicheren Untersuchung willen die beiden Seiten jener in Wirklichkeit nicht in dieser Weise trennbaren Tendenz des Geistes einstweilen als verschiedene Functionen ansehen. Eigentlich ist I^2 nichts als der auf dem Punkte seiner vollen Entfaltung sich social beziehende I, was wir symbolisch dadurch auszudrücken versuchen, dass wir formelhaft I^2 als Potenz von I bezeichnen. In der That stellt sich uns in I^2 ,

dem voll entwickelten, social gewendeten I, unser poetischer Trieb dar, d. h. dasjenige, was wir noch ausführlicher als identischen Quellpunkt der Sprache und Poësie kennen lernen werden, wir meinen: Die auf begeisterte Schilderung, begeistert erfasster Erlebnisse, zunächst Ding-Erlebnisse, gerichtete, sprach- und poësie-schöpferische Tendenz des Menschengeistes. — Interesse soll hier ein für alle Mal in bonam partem verstanden sein, inwiefern es als ästhetisches, poëtisches, objectiv-theoretisches, gerichtet ist auf die Objecte als solche, um ihrer selbst willen — in geradem Gegensatze zur Schopenhauerschen Verwendung dieses Ausdrucks in malam partem, der damit die subjectiv-practische, utilistische, egoistische Willensrichtung, jene Beschlossenheit in sich selbst bezeichnet, die, nicht die engen Grenzen des „lieben Ichs“ überschreitend, dem Thiere gleich unfähig ist, sein eigen Selbst zu dem der ganzen Welt zu erweitern. Wir gebrauchen Interesse in dem Sinne, in welchem es das Thermometer des Geistesfeuers ist und vom Gefrierpunkte des brutum pecus bis zum Siedepunkte des lichtvollen Dichtergenius aufsteigt.

Wir werden jetzt I², wie wir es fanden, nämlich als eine Tendenz, Objecte mitzutheilen, einer noch eingehenderen Analyse unterwerfen, welche uns zunächst zeigen wird, dass jene Tendenz sprachschöpferisch sein konnte nicht als instinctive, sondern nur als absichtliche.

Zweck kann dem Menschen und konnte dem Urmenschen nur werden die Befriedigung eines Bedürfnisses. Bot sich die Vermittlung derselben nicht von selbst, ohne sein bewusstes Zuthun dar, so kann sich der Mensch des Bedürfnisses nicht erst mittelst der Befriedigung desselben bewusst geworden sein, sondern es konnte in diesem Falle die Zweckvermittlung nur ermöglicht werden dadurch, dass er seinen Befriedigung heischenden Trieb, vor dessen Befriedigung, zum bewussten Zweck erhob. So boten sich ihm in den unwillkürlichen Naturlauten die Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses, seine rein subjectiven Regungen mitzutheilen, dar,

schon ehe ihm dasselbe zum Bewusstsein gekommen war. Dagegen wird die Entstehung einer Befriedigung des uns im Wortdatum vorliegenden Bedürfnisses, Objecte mitzutheilen, allein begreiflich aus einer, der Zweckvermittlung präexistenten, zweckbewussten Objectmittheilungstendenz, mit andern Worten, aus einem zur Interessirabsicht gediehenen Interessirtriebe.

Noch ein andrer Punkt tritt uns bei der Analyse dessen, was in I² liegt, sofort entgegen. Inwiefern nämlich seine Tendenz darauf zielt, ein Object als solches mitzutheilen, finden wir, dass nur die Nichtgegenwärtigkeit des Radicalobjects, die Absenz, geeignet ist, ihn zur vollen Bethätigung und Entfaltung seines Wesens zu veranlassen. Wo sollte dem Menschen in räumlich-zeitlicher Gegenwart, in Präsenz des Objects, ein zureichender Grund herkommen, das als solches zu bedeuten, worauf er bloß hindeuten brauchte, das mittheilen zu wollen, was und inwiefern und so lange es vor aller Augen lag?! Selbst wenn er hätte auf jenen Ungedanken verfallen können, würde das Mittel, das er dazu anwandte, nimmer als bedeutsames verständlich geworden sein. Aber eben deswegen konnte auch in Präsenz überhaupt solch eine Absicht, ein einzelnes Object wirklich als solches zu bedeuten, d. h. den Mitmenschen umständlich dasjenige als dürftige Copie darstellend übermitteln zu wollen, was man ihrer Interessetheilnahme unmittelbar durch Hindeuten in lebensfrischem Original überweisen konnte, gar nicht aufkommen. Die Präsenz konnte es höchstens bis zum Deutelaute bringen, d. h. zur zwar social gewendeten aber noch abstracten Knüpfung des Bandes zwischen dem Subject und der Objectivität überhaupt, aber noch nicht einem bestimmten Mittheilungsmedium die Bedeutung eines bestimmten Objects als solchen, die „Bedeutsamkeit“ verschaffen. Das den Menschen als gegenwärtiges begeisternde, anschauliche Dingerlebniss liess eben als solches die Selbststeigerung von I zu I² nicht zu. I musste erst ersterben, um dann, in der menschlichen Seele wiedergeboren, mit erhöhter Kraft als I² sprachschöpferisch zu er-

wachen. Da das wirkliche, d. h. sich auswirkende I^2 nichts anderes besagt als den wirklichen Bezug auf ein mitzutheilendes Objecterlebniss als solches, für das Object aber erst in Absenz Fähigkeit und Bedürftigkeit eintreten kann, mitgetheilt, bedeutet zu werden, so involvirt daher bereits der wahre Begriff von I^2 jene Absenz, aus welcher sich später unmittelbar die von Herder und W. Wackernagel vergeblich zu erklären versuchte Aorist-bedeutsamkeit des Etymons ergeben wird.

Da I^2 , wie wir sahen, schon die Absenz involvirt, so stellt er sich uns jetzt dar als „Erinnerungstrieb“ („erinnern“ in causativem Sinne), oder vielmehr, genauer: da wir ihn, um sich sprachschöpferisch auswirken zu können, als zweckbewussten, resp. den Erinnerungstrieb zur Erinnerungsabsicht geworden zu denken hatten, nunmehr als Object-erinnerungsabsicht. Diese letztere postulirt aber als Möglichkeitsbedingung die freiheitliche Fixirung des zu erinnern (causativ) beabsichtigten Associationspunktes, d. h. die Auswirkung der (dem Thiere abgehenden) theoretischen Freiheit, und daraus ist wieder das Erinnerungsinteresse in medialem Sinne erschliessbar. Diese interessevolle Vergewärtigung (medial und causativ) der Objecterlebnisse kann nur fliessen aus einer derartigen Steigerung des geistigen Lebens, welche dies zum Erleben schon des Gegenwärtigen als solchen hat werden lassen. Das, historische, Interesse für vergangene (Object-) Erlebnisse postulirt die Emancipation von der subjectivistischen Bornirtheit des rein sinnlichen Selbsterhaltungstrieb's, welchen als solchen nur die reale Gegenwärtigkeit, das Leben, aber nicht die ideale — welchen Erlebnisse nur als anschauliche, aber nicht in der Form der Vorstellung zu interessiren vermögen, da nur die anschauliche Gegenwart ihm realen Schmerz, reale Lust, zu verursachen im Stande ist. Es stellt sich also in diesem, nicht nur für den Moment der Gegenwart, sondern für das Leben in seinem Zusammenhange, das Erleben, interessirten historischen Sinn eine doppelseitige Erhabenheit über die Punktualitäten der Gegenwart und der rein sinnlich be-

zogenen Subjectivität dar. Hier liegt der Quellpunkt der Geschichte. Das social gewendete Erlebnissinteresse ist der Interessirtrieb.

Wir sind jetzt so weit, um als Summa die Identität des Sprachprincips, von dessen Erörterung wir eben kommen, mit demjenigen der Poësie, wie es jedes Gedicht erzeugt, mit dem poëtischen Triebe, ziehn zu können. In I fanden wir eine ästhetische Interesserrichtung auf die Objectiverlebnisse als solche, und zwar von dem Grade des feurigen, begeisterten Ergreifens jener Erlebnisse, deren Inhalt zunächst die Dinge nach dem jedem einzelnen eigenthümlichen, individuellen, idealen Werthgehalte bildeten, dass die Objectbegeisterung nicht mit der Gegenwart, dem Leben des Moments, erlosch, sondern sich als Erlebnissbegeisterung für die (vergangenen) Erlebnisse als ideal-gegenwärtige interessirte und so gewissermassen die Sphäre der realen Gegenwart durch Neuschöpfung und Hinzufügung einer idealen erweiterte. Es vergegenwärtigte sich I² den erinnerten Associationspunkt und fixirte ihn freiheitlich. Wir sahen die Begeisterung für die Ideen der Dinge — Begeisterung und Ideen sind correlate Begriffe — sich zur socialen Mittheilungsbedürftigkeit, zum Interessirtrieb steigern, den *ἔρως* vom eigenen Begeisterungsfeuer überströmen und weiterzünden — die inutilistische, theoretische, ästhetische Objectivfreude zum: inutilistischen, theoretischen, poëtischen Gemeinschaftstriebe werden. Von dem Funken der intellektuellen Freude wurde die Sprache gezeugt, von der platonischen Liebe wurde sie geboren.

Vergleichen wir nun das Auftreten der Poësie in ihrer frühesten und echtsten historischen Gestalt, ich meine der epischen — diese interessirt uns hier speciell — mit ihrem vorhistorischen sprachlichen Auftreten — der Naturmythus bildet die Zwischenstufe zwischen beiden Phasen —, so finden wir, dass mit dem eben gezeichneten Gang der Sprachgenesis derjenige der Entstehung des Epos Schritt für Schritt übereinstimmt. Quillt doch das Epos so gut wie die Sprache aus dem begeisterten, sich unmittelbar auswirkenden, Mit-

theilungsdrange begeisternder Objectiverlebnisse, welcher sich als solcher naturgemäss beiderseits in Absenz auswirkt. Der Dichter überhaupt, auch der Sprachschöpfer, ist nur in Beziehung auf Objectiverlebnisse einerseits, und auf die Gesellschaft andererseits, denkbar.

Aus der Identität des Principes der Sprache und Poësie folgt dann die Identität ihrer Methode. Liegt doch in der begeisterten Richtung auf Vergegenwärtigung eines nicht gegenwärtigen Objectiverlebnisses zugleich die Tendenz möglichst sinnlicher Veranschaulichung desselben. Der Poët möchte, was ihn als Anschauliches begeistert hat, auch möglichst als das vergegenwärtigen, als was es ihn begeistert hat und eben noch in erinnelter, vorstelliger Gestalt zu seiner socialen Vergegenwärtigung anzuregen, Begeisterungskraft genug besitzt.

Doch müssen wir noch eine Restriction hinzufügen in Bezug auf jene Differenz der ursprünglichen Sprachschöpfungsmethode und in Folge dessen der äusseren Urgestaltung und Urgestalt der Wurzel, im Verhältniss zu der späteren Gestalt und Gestalt des Epos, welche lediglich aus der Verschiedenheit des Stadiums folgt, in welchem sich der poëtische Trieb äussert. Denn dieselbe, auf möglichst anschauliche Vergegenwärtigung des Objectiverlebnisses gerichtete Tendenz, die der poëtische Trieb später in steigendem Masse durch die bis ins Einzelne fein gegliederte, harmonisch verflochtene, sinnlich packende Explication der Darstellung verwirklicht, kann er in der Sprachschöpfungsperiode nur auf dem sinnlicheren Wege unmittelbar pantomimischer Vergegenwärtigung des Objecterlebnisses durchführen. Dieses pantomimische Element schleift sich, wie wir sehen werden, später mit dem Nachlassen der ursprünglichen Begeisterungsfrische und mehr ernüchtertem Mittheilungsdrange ab und lässt den isolirt phonetischen Wortrest zurück, bis ersterer auf einer höheren Stufe zu geistigerem Leben neu befeuert, das Epos zeugt und nun seine Tendenz anschaulicher Vergegenwärtigung in der bereits angedeuteten Weise auswirkt.

Vergleichen wir ferner, abgesehen vom pantomimischen

Elemente, die beiderseitigen Produkte des poëtischen Trieb's als sprachschöpferischen einer- und als poësie-schöpferischen andererseits, so schafft er dort Wurzeln, d. h. einfache (artikulirte) Lautcomplexe, die einfache Objectiverlebnisse in implicirter Weise — hier höchst complicirte grössere Ganze von (artikulirten) Lautcomplexen, welche complicirte Objectiverlebnisse in explicirter Weise darstellen und bedeuten. Der Unterschied der Producte, der sich somit mit dem Fortschritt von der einfachen Implication zur complicirten Explication erschöpft, also kein genereller, sondern nur ein gradueller ist, zeigt sich mithin als ledigliche Folge der fortgeschrittenen, gesteigerten Entwicklung des wesensidentischen Princips. Die erste Urwurzel, der erste Wortsatz, der sich dann bald zum Wörtersatze explicirt, ist, nicht bildlich, sondern wörtlich, in Bezug auf Princip und Methode, das erste Epos. Ist doch auch das erste gestümperte Hieroglyphenbild im Wesentlichen, nämlich in Bezug auf die sich in beiden Gebilden der Plastik auswirkende künstlerische Tendenz, eben so gut ein Kunstprodukt als der Zeus des Phidias. Es sind in der Wurzel bereits alle wesentlichen Bestandtheile desjenigen enthalten, welchem wir par excellence den Namen „Epos“ geben, in der Weise, dass sich mit dem Beginn der Satzexplication sogar schon die ersten Keime des accidentell werthvollen metrischen und rythmischen Elements u. s. w. zeigen, welche später ebenfalls die Poësie zu höchster Technik vervollkommnet. — Wir könnten das sprachschöpferische Princip, insofern sich das Wort als das früheste Epos dargestellt hat, auch den epischen Trieb nennen, doch da dieser Gesichtspunkt ein mehr zufälliger ist, so ziehn wir es vor, demselben den Namen „poëtischer Trieb“ zu geben, welcher selbst wieder als der „Kunsttrieb“ auf seiner ersten Stufe erscheint. Doch wäre, abgesehen von ihrer Zweideutigkeit, die letztere Bezeichnung in Bezug auf die Sprachschöpfung zu allgemein, obwohl freilich alle Musen Töchter der Mnemosyne, alle Künste Kinder der begeisterten Erinnerung sind. An derselben Unbestimmtheit würden Ausdrücke wie schöpferische, poëtische Phantasie und

dergleichen leiden. Der poëtische Trieb ist eben das eingeborne poëtische Interessirbedürfniss auf dem Springpunkte seines Sichauswirkens. Dass er nicht umhin kann, zunächst als sprachschöpferisch aufzutreten, ist eben so natürlich und selbstverständlich, als dass der Kunsttrieb zuerst als poëtischer auftreten musste, da sich seiner Auswirkung ja keine denkbar unmittelbare Vermittlung, als die lautliche, resp. zunächst pantomimisch-lautliche, auf die eigne Leiblichkeit bezügliche, darbieten konnte. Mit der allmählich zunehmenden Verlängerung des Vermittlungsbandes erweitern sich die Grenzen des Kunstreichs — worauf wir aber hier nicht näher eingehn können. Also die ursprünglichste Kunst ist die Poësie, die ursprünglichste Poësie ist das Epos, das ursprünglichste Epos ist das Wort. Der Sprachschöpfer ist der erste Dichter, wenn wir auch diesen Ehrennamen für gewöhnlich nur den vorzugsweise sprachschöpferischen Genien zusprechen. Die Sprache ist also nicht nur das Feld, das Organ der Poësie, steht zur letzteren nicht nur im Verhältniss weit reichender Analogie, sondern beide sind nach Princip und Methode, Inhalt und Form, Zweck und Mittel, Grund und Veranlassung wesensidentisch. —

Mit dem Erweise des aus dem Sprachdatum inducirten poëtischen Triebes als Sprachprincips, hat auch die Frage, warum die Thiere nicht sprechen, ihre völlige Erledigung gefunden, hat sich der Springpunkt der Sprache als *specificum humanum*, und sein Mangel im Thiergeiste als Grund der thierischen Sprachlosigkeit ergeben. Berücksichtigen wir in dieser Beziehung den eben geschilderten Gang der Sprachgenesis nach ihren einzelnen Stationen, so ergibt sich auf jeder auch für den inductiven Beobachter, der mit diesem Deductum die unmittelbare Erfahrung vergleicht, das nämliche Resultat. Ebenso müssen wir uns hier begnügen zu constatiren, dass auch die Facticität des poëtischen Triebes im Menscheingeiste ebenfalls auf inductivem Wege, durch directe Selbstbeobachtung, auf allen berührten Punkten erfindbar ist.

Auf die grosse Intensität des I, welche allein seine gedächtnisskräftige Potenzirung zu I² ermöglicht, dürfte vielleicht auch die Intensität und Lebhaftigkeit der menschlichen Traumbilder ein nicht ganz verächtliches Streiflicht werfen — wovon wir aber hier absehn müssen. Uebrigens ist der Verwandtschaftsgrad zwischen Traum und Sprache derselbe, als derjenige zwischen dem Phantastischen und Poëtischen. In beiden Erinnerungsmodis ist der Mensch Dichter. Der Traum ist die beseelte, die Sprache die begeisterte, resp. begeisterte Erinnerung. — In der Intensität der Traumbilder sowohl, als in der Nachhaltigkeit des Gedächtnisses documentirt sich überhaupt die Kräftigkeit der menschlichen Phantasie.

Blicken wir nun zurück auf den durchmessenenen Weg. Wir fixirten zunächst im Wortdatum den Zielpunkt, auf den unsre Untersuchung zuzustreben hatte, und indem wir von dort aus den Ausgangspunkt zu recognosciren suchten, welchen der zu jenem Ziele führende Weg zu nehmen hatte, fanden wir Gelegenheit, uns über die Richtung desselben zunächst im Allgemeinen zu orientiren. Der jetzt vom gefundenen Ausgangspunkte aus, dem poëtischen Triebe, zum Zielpunkte in umgekehrter, deductiver Richtung zu beschreibende Weg wird uns ein genaueres Inobachtnehmen desselben nach den verschiedenen Stationen, die er berührt, ermöglichen, wobei uns die Continuität der Glieder der beide Punkte vermittelnden Causalkette als Norm für die Richtigkeit des Weges und ev. als Document derselben gelten muss. Es handelt sich also nun um die Untersuchung der Art und Weise, wie der poëtische Trieb das Wort schuf — um die Auswirkung des Principis zum Wortentstehungsakte. Oder aber, während der erste Theil die Frage beantworten wollte: Wodurch entstand das Wort?, ist die Aufgabe des zweiten Theils die Beantwortung der Frage: Wie entstand das Wort? —

Methode.

Die Frage unseres zweiten Theils:

Wie entsteht das Wort? lässt sich genauer dahin formuliren: Wie wird der Laut bedeutsam? — Und wir zögern nicht, sofort zum Versuch ihrer Beantwortung überzugehen, nachdem wir nur noch die Berechtigung der Frage selbst sicher gestellt haben durch die kurze, nur die Hauptpunkte summarisch berührende Kritik — eine ausführlichere müssen wir uns leider an dieser Stelle versagen — jener Ansichten, welche so oder so eine Bedeutsamkeit des Naturlauts als solchen, also eigentlich eine angeborene Sprache festhalten möchten. Naturlaut wollen wir hier im weitesten Sinne verstanden wissen, wonach er alles Lautiren unter sich befassen soll, dessen die Urmenschen fähig waren, ehe sie Sprachen schufen, d. h.: die Interjectionen, wozu wir auch die Lautgeberden rechnen wollen, der onomatopöische Laut im engeren und weiteren Sinne, und der Steinthal'sche, nach unsrer Ansicht illusorische, Wahrnehmungsreflexlaut. Dass alle drei Arten als solche ohne weiteres keine dynamische Objectbedeutsamkeit haben, in der Weise, dass es nur noch der gelegentlichen Apperception derselben in dieser Eigenschaft bedurft hätte, um sie auch zu wirklich objectbedeutsamen Lauten, d. h. zu Worten, zu machen — dass wir uns vielmehr nach einer weiteren Methode umsehn müssen, nach welcher der an sich unbedeutsame Naturlaut dennoch diese Bedeutsamkeit erhalten konnte, das wollen wir also jetzt in der Kürze darzulegen versuchen.

a) Die Facticität des Steinthal'schen Wahrnehmungsreflexlautes scheint uns völlig unerwiesen. Die einzigen unwillkürlichen Laute, welche die Erfahrung beobachten lässt, sind die Interjectionen, die Lautgeberden und die thierischen Naturlaute. Alle drei sind aber 1) unmittelbare Affectäusserungen, und als solche einzig subject-bedeutsam, 2) völlig starr und unbildsam, 3) allen erfindbaren empirischen Indizien gemäss als völlig sprach-impotent erwiesen — letzteres wohl eben wegen ihrer inneren und äusseren exclusiven Starrheit.

Anmerkung. Steinthal versucht eine natürliche Bedeutsamkeit des gehörten Lauts dadurch zu stützen, dass er auf die Aehnlichkeit aufmerksam macht, welche eine Gehörs-empfindung z. B. mit einer Gesichtsempfindung für unser Gefühl haben könne. Dürften wir zugeben, dass Sinnesempfindungen resp. Wahrnehmungen als solche einen bestimmten Reflexlaut auslösen, so würde dann in diesem Falle das Wahrnehmungsgefühl einer bestimmten Gesichtsempfindung dem Wahrnehmungsgeföhle des durch dieselbe necessitirten Reflexlauts entsprechen, und so wäre ein Verbindungsmerkmal zwischen Gesichtsempfindung und Reflexlaut geschaffen.

Eine derartige, ähnliche Gefühlswirkung, welche sich auf die bestimmte Empfindung als solche des Seh- und Hörsinns bezöge, findet aber in der That nicht statt. Die Aehnlichkeit bezieht sich nur auf den Affectrythmus, mit welchem jene Empfindungen in unsre Subjectivität eingreifen, dieselbe afficiren, ohne irgend welche Aehnlichkeit des Geföhls, welches die Empfindungen als solche in uns veranlassten. Die Qualität des beiderseitigen Empfindungsgeföhls ist vielmehr eine gänzlich verschiedene.

Eben so wenig ist an sich der Nachahmungslaut einer wahrgenommenen Bewegung objectbedeutsam, da er ohne weiteres nur auf den Rythmus derselben, und deshalb keinen Bezug hat auf ein bestimmtes Object als solches.

b) Das directe „ὄνομα“ theilt, selber noch halb Naturlaut, im Wesentlichen mit den übrigen Naturlauten die Eigen-

schaften der Starrheit und Sprachimpotenz, welche letztere es thatsächlich auf die Bedeutungssphäre des nachgeahmten, ganz speziellen Naturlauts und etwa noch des also individuell naturlautenden Dinges fast ausnahmslos einschränkt und ihm damit zugleich den Eintritt in das eigentliche Reich der Sprache verwehrt. Der Grund dieser Ausschliessung liegt eben in der Starrheit und Unbildsamkeit seiner Lautform; und am unverwischbaren Gepräge der letzteren ist der scharfe Stempel schuld, nämlich ihre nimmer verkennbare Bestimmung der Spezialbezogenheit auf ihr nachgeahmtes, specielles Lautmodell, dessen Vormundschaft sie sich nimmer entziehen kann. —

Nachdem diese kurze Kritik der interjectionalen, onomatopöischen und Reflextheorie den Naturlaut im weitesten Sinne als an sich unbedeutsam ausgewiesen hat, handelt es sich jetzt darum, die Methode zu finden, welche ihn dennoch bedeutsam zu machen im Stande war. Wirklich bedeutsam konnte er offenbar erst dann werden, wenn eine Veranlassung eintrat, dass sich auf ihn, als auf ein bestimmtes Object bezüglich, Beachtung und Interesse des Hörers richtete, dadurch dass und insofern dieser das mittheilende Subject im Acte jener Bezugstiftung, in dem Augenblicke wahrnahm, wo er Bedeutsamkeit in den von ihm ausgestossenen Naturlaut legte. Letzterer aber, unmittelbar der Bedeutungsabsicht *heterogen*, konnte ihr mittelbar nur dadurch zugänglich werden, dass er sich in eben dem Momente organisch mit einem derselben homogenen Mittel verknüpfte, in welchem dies von ihr ergriffen wurde. Als solch Mittel erweist sich aber einzig die Mimik, weil und insofern einzig diese ohne Bedürftigkeit weiterer Vermittlung das einzelne Object in der natürlichen, unmittelbaren Bethätigung seiner Individualität erfasst und eben daher dasselbe als solches darzustellen, zu bedeuten, fähig ist. Die Wesensausdrücklichkeit der sich „mobil“ ausprechenden, individuell-charakteristischen Lebendigkeit ist also die Ursache des thatsächlich primären Interesses für die Dinge nach ihrer Mobilseite hin, und in Folge dessen auch

ihrer pantomimischen Darstellung. So begreift die Bedeutungsabsicht die sich ihr unwillkürlich darbietende Mimik als bedeutungswichtig, und gibt ihr, der Naturgesetzlichkeit des Geistes gemäss, ohne weitere Freiheitsvermögensausgaben, alsbald als **Pantomimik** — so lasse man uns Beides unterscheiden — auch Bedeutungswerth. — Es stellt sich also inductiv dieser Weg, nämlich der gliedliche Eintritt des an sich unbedeutsamen Lautes in das Ganze eines bedeutsamen Pantomimikcomplexes als einzig möglicher für die Bedeutsamkeitsgenesis desselben dar, und insofern gestattet die Combination der beiden Thatsachen, des bedeutsamen Wortdatums einerseits, und des an sich unbedeutsamen Naturlauts andererseits, den Schluss auf die Facticität der erörterten Methode. Das Wort muss also ursprünglich pantomimisch gewesen und erst später auf das isolirt-phonetische Element reducirt sein. Es kann sich also nur darum handeln, wie wir uns diesen Connex und die dann eintretende Reduction zu denken haben. Das erwiesene Muss besagt, dass wir als innere Ermöglichungs- und Verwirklichungsbedingung eine Beanlagung und Richtung des Geistes des Urmenschen in Bezug auf pantomimische Darstellung von Objectivem fordern müssen. Diese postulierte Bedingung aber finden wir bereits thatsächlich in dem entdeckten Princip vor, da wir sahen, dass der poëtische Trieb als solcher möglichste Vergegenwärtigung des Ideal-gegenwärtigen, gleichsam vollen, ebenbürtigen Ersatz des ihn begeisternden Objecterlebnisses erstrebte. Als lebendige Anschauung war dem Menschen das Erlebniss überwiegend von seiner anschaulichen, augenfälligen Seite zu Theil geworden — zu anschaulicher, augenfälliger, drastischer „Repräsentation“ trieb ihn daher die Fülle des Herzens. — Und für eine so beschaffene, höchst lebhaft temperirte, kindlich naturfrische, schauspielerisch aufgelegte Geistigkeit des Urmenschen sprechen auch alle hierhergehörigen, der Selbstbeobachtung und ethnisch-anthropologischen Beobachtungen entnehmbaren Erfahrungsanalogien.

Doch selbst die pantomimische Darstellungsweise kann

nur einseitig sein, da überhaupt Bewusstseinsinhalte sich nur an der Handhabe ihrer Prägnanzseite, ihres „Etymons“ — wenn wir dies als „Ausdruck“ des Dinges der „Bedeutung“ des Worts, welche ursprünglich das Radicalobject war, entgegensetzen wollen — überliefern lassen. Immerhin ein dürftiger, aber um so weniger entbehrlicher Nothbehelf. So lag denn im Wesen des Principis selbst schon die Anweisung auf pantomimische Darstellung, und es zwingen uns daher Induction und Deduction mit gleicher Nothwendigkeit zur Anerkennung der pantomimischen Wortentstehung. Sie bildet die nothwendige und unwillkürlich gegebene Brücke zur Sprache. —

Was, der mimischen Darstellung am unmittelbarsten zugänglich, diese zuerst herausgefordert haben wird, sind die in eminentem Sinne lebendigen, regsamen, beweglichen ζῷα. Der Mensch war dem Menschen zu verwandt, als dass auf ihn sein eigentliches Objectinteresse hätte verfallen können. Zu ihm konnte er nur ein persönliches, aber kein sachliches Verhältniss haben. Sein alter ego konnte ihn nur als Subject interessiren, welches er liebevoll an der eigenen Objectfreude theilnehmen liess. Das Wesen des Thieres dagegen äusserte zwar eine gewisse Analogie zu seiner eigenen Seinsart, war ihm aber andererseits doch wieder geheimnissvoll-unbekannt. Hier fand sich Aehnliches und Verschiedenes in der entsprechenden Mischung vor, um sein θαυμάζειν zu erregen, sein „I“ anzusprechen, das sich gelegentlich zu I² steigerte. In jedem einzelnen Thiere sprudelte ihm ein eigenartiges, vollströmendes Leben entgegen, wie es den einzigartigen und doch in sich ganzartigen Organismus bis in das kleinste Körpertheilchen durchbebte und bewegte, sein Netz stetig über das individuelle Lebensganze ausspannte und dessen eigenthümliches Seelenwesen widerspiegelte. Jedes Thier repräsentirte in seiner besonderen Art, sich zu behaben und zu bewegen, gleichsam einen bestimmten Mobilmodus (cf. Genesis 2, 19.). —

Dass die Darstellung eines gemeinsam erlebten Ob-

jects dem unmittelbaren Sprachinstinct vorerst am nächsten lag, indem einerseits die Gemeinsamkeit des Erlebnisses gleichsam eine verstärkende Resonanz der Erinnerungsbegeisterung bildete, andererseits die Schwierigkeit der Verständigung sich mit der abnehmenden Bekanntschaft mit der Sphäre, aus welcher etwas mitgetheilt werden sollte, graduell bis zur Unmöglichkeit steigerte, ist zwar kein wesentlicher Punkt, aber doch von untergeordneter Wichtigkeit, weshalb man uns zur Vermeidung von Weitschweifigkeiten ein für alle Mal diese Annahme gestatten möge.

Suchen wir uns jetzt den pantomimischen Actus selbst vorstellig zu machen. Der vom poëtischen Triebe, ein Object, z. B. das Rosserlebniss — man erlaube den Ausdruck — zu repräsentiren begeisterte Mensch wurde wirklich zum Actor, metamorphosirte sich gleichsam schauspielerisch vor den Augen der Andern in das Ross, dessen Erlebnisswerth ihn begeisterte, „spielte Pferd,“ durch seine Spielnatur zu mimischem Naturspiel veranlasst. Wess Geist und Herz voll waren, dess gingen Glieder und Mund über, die Organe des eigenen Leibes traten als Vermittler in den Dienst der Darstellungsabsicht und verwuchsen naturgemäss so zu einem Darstellungsganzen. Denn der poëtische Trieb necessitirte nicht nur die pantomimische Darstellungsweise, sondern konnte nicht umhin, als Objectiv affect den Organismus auch nach seiner seelischen Affectseite zu erschüttern, und diese subjective Ergriffenheit — die Facticität dieses pantomimisch-lautlichen Zusammenwirkens ist bereits constatirt — musste sich naturgemäss in einem sicherlich höchst prägnanten Schrei unwillkürlich kundgeben. — Der Objectiv affect konnte eben nur durch diese Vermittlung zu Worte kommen.

Nehmen wir an, der Darsteller fasse das Ross von der Prägnanzseite des Galoppirens als seinem wesentlichen Mobilprädicate auf, so stellte er es pantomimisch als Galoppier dar. Die Anwesenden aber, — war doch ihre Naturfrische die gleiche als die des Actors — waren keine nüchternen

Zuhörer, sondern voll-sympathisch erregte Zuschauer, ja selbst reproducirende Actoren, welche repetirend das pantomimisch Vorgesprochene oftmals werden „pantomimisch nachgesprochen“ haben, in naivem Behagen an diesem ersten Kunstproducte.

Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, unsre anfängliche Frage: wie wird der Laut object-bedeutsam? genauer beantworten zu können. Die Antwort lautet kurz: Durch Assimilation und Reduction.

Unter Assimilation verstehen wir den erwähnten gliedlichen Eintritt des Lautes in das bedeutsame pantomimische Ganze, welcher offenbar auf dem psychischen Höhepunkte des Aktus, indem die Begeisterung ihren höchsten Grad erreichte, erfolgt sein wird. Der Sachlage gemäss konnte der Laut nicht umhin, sich demselben innerlich und äusserlich einzuordnen, nach Bedeutung und Lautform. Die Darstellungsabsicht hatte bereits das mimische Ganze bedeutsam gemacht, in dem sie auch den Rythmus desselben dem Mobilythmus des Modells analogisirte. Diese das pantomimische Ganze unmittelbar durchleuchtende Darstellungsabsicht verschaffte auch dem Laute Bedeutsamkeit. Denn, da er sollicitirt wurde durch nichts Anderes als den Objectmittheilungstrieb, der sich in der Pantomimik seinen Ausdruck gab als geistige Potenz, und hier zugleich als Objectivafffect die Seele ergriff, so besass in diesem Zusammenhange von vorn herein der Laut die Bedeutung der Aeusserung des Gemüthsinteresses in Bezug auf Mittheilung desjenigen Objects, das man gerade mitzutheilen beabsichtigte, als solche. Er war der unmittelbare, unmisverständliche Ausdruck der Zueignung (medial und causativ) des Pantomimikactus als Bedeutungsmittels, mit andern Worten: der Objectbedeutsamkeit. So war der Laut in nothwendige Zweckverbindung mit dem Bedeutungsganzen getreten, das innere Merkmal der Zusammengehörigkeit des bestimmten Lautcomplexes mit dem bestimmten Objecte war vorhanden.

Aber auch nach seiner äusseren Form muss jener Na-

turschrei als Glied des Pantomimikorganismus den Stempel des Ganzen getragen haben, wegen der gleichsam prästabilierten Harmonie, die wir zwischen gleichzeitigen und gleichtendirenden Aeusserungsweisen desselben Organismus annehmen nicht umhin können. Es wäre undenkbar, dass sich nicht eine frappante Analogie zwischen dem Rythmus des, simultan mit dem Darstellungsacte, dem Urmenschen entfahrenden Lautes, unmittelbar in Bezug auf denjenigen des mimischen Elements, mittelbar auf den Mobilrythmus des Objects selbst, hätte bilden sollen. Freilich genügt dies äussere Verbindungsmerkmal nicht allein, sondern nur im Verein mit dem erwähnten inneren, zur Herstellung der Bedeutsamkeit des Lautes.

So aber war in dem harmonischen Rythmusgepräge ein frappantes Band zwischen dem mimischen und phonetischen Theile geschaffen, woran letzterer von ersterem den Darstellungszweck, die Bedeutsamkeit, überliefert erhielt.

Selbst die etwa accessorische, onomatopöische Nuance des phonetischen Elements konnte Sinn und Form desselben nicht wesentlich alteriren, sondern musste sich der Bestimmung des Ganzen, das Thier nach seiner Mobilseite hin darzustellen, unterordnen, wurde durch die Eigenthümlichkeit des Actus zum Resultat der Mobilbedeutsamkeit assimiliert, so dass für uns dennoch nur die Mobilfarbe des Worts in Betracht kommt. —

Die Wechselbeeinflussung, welche das gliedlich eintretende phonetische Element auf sein Ganzes ausübte, tritt uns entgegen in dem Processe der Reduction, d. h. in dem allmählichen Abstreifen der entbehrlich und überflüssig gewordenen einstigen Pantomimikhülle durch das nun entwickelte Wort. Die vollzogene Assimilation selbst, mittelst deren der Laut zunächst gliedlich an der Bedeutsamkeit des pantomimischen Elements Theil bekam, bildet den Grund für die Zutrittsmöglichkeit des Erleichterungstribs, welche sich in der Reduction verwirklicht. Einmal bedeutsam und, durch seine Frappanz, gedächtniss- und lebenskräftig geworden, musste

sich der Laut durch seine Einfachheit und Knappheit bald als genügendes Bedeutungsmittel dem nach und nach mehr erkalteten, verflachten, verprosaten Erinnerungsinteresse empfehlen und allmählich den umständlichen Mimikapparat beseitigen, da ja jetzt der Zweck auf dem bequemeren Wege erreichbar war.

Prädisponirt war die Reduction schon durch den im Actus selbst geschaffnen Primat des phonetischen Elements, indem sein unwillkürliches Auftreten auf dem Höhepunkt des Actus, welches ehemals zur Unterstützung der doppelseitigen Assimilation beigetragen hatte dadurch, dass es so die Bedeutsamkeit auf sich concentrirte, nun der Reduction Vorschub leisten musste. Die Assimilation hatte dem Laute naturgemäss, entsprechend dem pantomimischen Elemente, seine prägnantere Artikulation verliehen als unmittelbaren Ausdruck und Spiegel der energischen Natur des Geistes und dadurch seine Fixibilität herbeigeführt. Die Reduction vollzog nun seine Fixirung, indem, parallel der Abnahme der Augenfälligkeit, die Ohrfälligkeit des lautlichen Elements naturgemäss zunahm, bis das nun isolirt-phonetische Wort, etwa zur Wurzel *ak* verfestigt, das ehemals pantomimische Ganze ersetzte, an seine Stelle trat und, praktisch befunden, typisch stehendes Bedeutungsmittel des Objects wurde.

Bei der erstgeborenen Sprachkunst bietet sich also, im Unterschied zu den spätergeborenen, das Material instinctiv dar, nämlich der Naturlaut, der nur, um bedeutsam werden zu können, des wortentbindenden Hebels der Pantomimik bedurfte, welcher letzteren die Natur unmittelbar für die Bedeutungsabsicht bereit hielt, und der nun, als Darstellungsmittel ergriffen, nicht umhin konnte, dem organisch mit ihm verknüpften Laute Theil zu geben an seiner eigenen Bedeutungspotenz. Auf der Sprachstufe ist deshalb die Darstellungsabsicht noch keine reflectirt mittelbar, sondern unmittelbar bewusste, überlegungsunbedürftige, aus der Wurzel des poetischen Naturtriebs selbst erwachsen. Unabsichtlich ist zunächst die Bedeutung durch Sprache, absicht-

lich ist die Bedeutung überhaupt, und, von dieser Absicht ergriffen, wird die sich unwillkürlich darbietende Mimik, nun, durch erstere befruchtet, zur willkürlichen Pantomimik, mittelst welcher dann das unwillkürlich hinzutretende phonetische Element object-bedeutsam wird. —

Whitney-Jolly (Sprachwissenschaft, p. 588.) sagt: „Nachdem die Stimme als Hauptmittel zu Aeusserungen gewählt war und diese Aeusserungen sich in der Regel auf Eigenschaften oder Handlungen bezogen, so war es am natürlichsten, hörbare Acte, d. h. Laute oder Geräusche durch Nachahmung auszudrücken.“ — Nun war aber nach Whitney a) die ursprüngliche Sprache die Geberdensprache. (p. 581 und 590 „beim ältesten Verkehr, der unter Menschen stattfand, spielten Geberden, theils als selbständige, theils als Begleiter der gesprochenen Zeichen, lange eine hervorragende Rolle, wenn nicht die Hauptrolle, und erst nach und nach lernte das Menschengeschlecht die Vorzüge der Lautzeichen einsehen.“) b) Diese Geberdensprache konnte die Dinge nur nach ihren Eigenschaften bezeichnen (p. 585.). — So dürfen wir denn in Uebereinstimmung mit ihm, in Bezug auf die „älteste Sprachstufe,“ (p. 590.) den ganz dem eben citirten (p. 588.) analogen Schluss bilden „„Da die Geberdensprache das Hauptmittel zu Aeusserungen war und diese Aeusserungen sich in der Regel auf Eigenschaften oder Handlungen bezogen, so war es am natürlichsten, die der Geberdensprache zugänglichen Acte, oder Mobileigenschaften als sich äussernde, durch Nachahmung auszudrücken,““ — gemäss dem von Whitney p. 584 anerkannten Satze: „Auf den Charakter und die Bedeutung der ältesten Wörter musste die Entstehungsart der menschlichen Sprache in massgebender und bestimmender Weise einwirken.“ — Im Anfange existirte also auch nach Whitney eine die Dinge nach ihren Mobileigenschaften bezeichnende Geberdensprache. Da nun das einmal geschaffene Mobiletymon nicht einfach ignorirbar und vernichtbar war, indem man ohne weiteres,

ohne irgend eine ersichtliche oder erschliessbare Vermittlung zu einer Neu- „wahl“ (p. 588.) zur Schöpfung einer neuen, nun isolirt-phonetischen Wurzel mit entsprechend-bedeut-samem Etymon schritt, so kann es sich nur, so weit wir sehen, um die Art und Weise handeln, wie das Mobilety-mon sich auf das uns später als isolirtphonetisches vorliegende Wurzelsubstrat übertrug, um den Prozess der Uebernahme des Mobiletymons durch die Lautwurzel. Diese aber scheint naturgemäss auf dem von uns geschilderten Wege erfolgt zu sein, und insofern führen, wie wir glauben, auch Whitney's Consequenzen auf unsre Pantomimiktheorie. —

Consequenzen.

Unter den unmittelbar aus der Methode, mittelbar aus dem Princip, sich ergebenden Consequenzen gehen uns zunächst diejenigen für die Bedeutung der Wurzel an, und zwar fürerst eine Eigenschaft derselben, welche wir Epik nennen wollen. Der poetische Trieb nämlich interessirte sich, wie wir sahen, für die episch-anschauliche Schilderung des erlebten Objects als solchen, in der Aeusserung seines Erlebnisswerthes. Die isolirtphonetische Wurzel hatte als alleiniger Besitzer die Erbschaft der Bedeutung des pantomimischen Ganzen angetreten, bedeutete daher das bezielte Object in seiner individuellen, primär interessanten Erlebniss-totalität, subject-prädicatisch. Sie hatte den Sinn eines implicirten, ästhetischen Objectivsatzes. Wir werden später das explicirte Identitätsurtheil kennen lernen; schon die Wurzel ist ein implicirtes. Der Urmensch wollte sein Erlebniss mittheilen, nämlich, dass das Object ist, was es ist, thut, was es thut: demgemäss würde die Urbedeutung von ak , falls dazu das Pferd als Galoppirer Radicalobject war, weder abstract „Galoppirer“ noch „galoppirend“ noch gar „galoppiren“ sein, sondern ak würde „den Galoppirer galoppirend“, d. h. die Eigenschaft in Action am Agens, das Prädikatwesen in der Bethätigung seines Wesensprädicats bedeuten.

Man wolle uns eine Zwischenbemerkung in Bezug auf die Bedeutung der Wurzel ak und Johannes Schmidt's Auffassung derselben (Die Wurzel ak im Indogermanischen, Weimar 1865) verstatten.

Schmidt sagt dort p. 20 „Die Schärfe auf die Zeit übertragen wird zur Schnelligkeit.“ Dieser Ausdruck scheint uns nicht glücklich gewählt. Nicht die Zeit, sondern das sich in ihr Bewegende ist schnell oder langsam. Schärfe nennen wir die Eigenschaft schneidiger Dinge als solcher. (Instrumente wie Axt, Pfeil, Lanze u. drgl.) Der Ausdruck für diese Eigenschaft als zuständige muss abstammen von demjenigen für dieselbe als sich bethätigende, das Wort für „scharf, schneidig sein“ vom Worte für „schneiden“, einer besonderen Art heftiger Bewegung. Da und insofern nun das (ästhetische) Benennungsinteresse für die heftige, ungestüme Bewegung (cf. akras = heftig, ungestüm, p. 4.) eminent lebendiger Dinge, z. B. des Rosses, (ačvas, âçus) ursprünglicher war, als dasjenige für die species des „scharf, spitz seins“, wird diese letztere auch die weniger ursprüngliche Bedeutung von ak sein. Das Wort für „Schnellbewegung überhaupt“ wird ursprünglich eine individuelle Schnellbewegung, wie z. B. die des Rosses bedeutet haben (cf. Curtius Grzz. p. 97). Und da es wirklich ganz gut denkbar ist, dass das Ross als ungestümer Beweger, etwa als Galoppierer, das Radicalobject zu ak war, so werden wir uns im Folgenden diese Annahme als Fiction gestatten. (cf. saptis, Bezeichnung des Pferdes als „Renner“ nach Bopp, vergl. Gr. §. 845, ebenso „Ross“ selbst, das nach ihm zur Wurzel čar gehört). —

Die zweite Eigenschaft, welche der Wurzelbedeutung an sich zukommt, ist die „Mobilität“. Denn wir sahen bereits, dass jenes sich auswirkende Wesensprädicat ein mobiles war, gemäss der Wesensausdrücklichkeit der sich unmittelbar mobil aussprechenden, individuell - charakteristischen Lebendigkeit. Jedem einzelnen Objecte kam sein besonderes Mobilcharacteristicum zu, dessen Rythmus sich in dem entsprechenden pantomimischen Ausdruck abspiegelte, welcher die Bedeutung selbst der später isolirtphonetischen Wurzel soweit beeinflusste, dass sie dem Radicalobject eben nach seinem Mobiletymon hin galt, welches das

Wesen des Objects zu prägnantem Ausdruck brachte. Das primum significandum war natürlich zunächst das lebensvolle Radicalobject, das primum significatum aber, abstract betrachtet, ein bestimmter Mobilbegriff. Eigentliches Ziel und Meinung des Ursprechers war das lebendige Ding als solches, auf dem allein das Interesse bestehn konnte, dessen Repräsentation ihm aber nur indirect zugänglich war durch Darstellung seiner charakteristischen Mobilseite, wegen deren unwillkürlicher, primärer Prägnanz, im Gegensatz zu andern mehr zufälligen, weniger wesentlichen Mobiläusserungsweisen, welche zunächst weder so frappiren, noch auch unmisverständlich dargestellt werden konnten.

Inductiv hat sich der ursprüngliche Mobilbegriff bei sehr vielen Wurzeln bereits als thatsächlich herausgestellt, bei vielen erscheint er als wahrscheinlich, bei keiner als unmöglich. Das Objecterlebniss wurde als in seiner prägnanten Mobilactivität benannt, jedes Urwort war ein Mobilepos. —

Wie aber die Eigenartigkeit des Darstellungsaktes selbst, die Mobilfarbe des Ektyps, d. h. der durch den Act im Geiste des Hörers reproducirten Vorstellung, noch wesentlich steigern musste im Verhältniss zu ihrem Prototyp, nämlich der Vorstellung im Redner vor dem Acte, also gleichsam der präexistenten Urbedeutung, ersehe man aus Folgendem. Wesentlich war zwar die Vorstellung in Sprecher und Hörer dieselbe; aber während erstere ihr concretes Vorbild, das Radicalobject, in seiner erlebten Totalanschaulichkeit, wenn auch mit vorwiegendem Accent auf seinem Mobilcharacteristicum, abbildete, kam der neue Abdruck im Hörer nicht mehr aus erster Hand und konnte durch die nicht-allseitige, sondern nur prägnant-einseitige Druckmethode nicht unmodificirt bleiben. Die direct dargestellte Mobilfarbe der doppelt-optimirten Vorstellung musste vielmehr, den andern, nur indirect reproducirten, ungeschildert belassenen Prädicatifarben gegenüber, in ein um so helleres Licht treten — die Mobilseite des Ektyps dem Prototyp gegenüber an Prägnanz gewinnen.

Betrachten wir nun die aus der Epik der Wurzel unmittelbar fließenden drei Bedeutungsmomente, welche massgebend den Gang der sich später vollziehenden Explication bestimmen mussten: Substantivität, Aoristität und Tertialität. —

Indem die ohne weiteren Zusatz belassene Wurzel ak den „Galoppirer galoppirend“, resp. als eine Art vorgrammatischen Identitätsurtheils „Galoppirer (ist) Galoppirer“ bedeutete, theilte sie das Mobilprädicat als ein solches mit, welchem seine Wesensausdrücklichkeit einzig vom ästhetischen Totalerlebniss des Radicalobjects her, und an demselben, als seinem Prädicatwesen, zukam. Der Hörer konnte nicht umhin, dieses Substrat zunächst stets mitzuverstehen, und zwar als dasjenige, was der (fürerst mimische) Ausdruck der mobilen Wesensäusserung eigentlich bezielte, welche allein an ihm haftbar und existenzfähig war. Die vorwiegende, vorgrammatische, Substantivität der Wurzel war selbstverständlich, und so erhielt sie ohne weiteres, mit dem Momente des sich einstellenden Bedürfnisses der Satzexplication, substantivischen Sinn, weshalb das Bedürfniss einer Ausdrucksmodification, wenn überhaupt, sich nicht in Bezug auf ihre subjectische, sondern nur ihre prädicatische Verwendung geldend machen konnte.

Da und insofern der poëtische Trieb ein Objecterlebniss zu vergegenwärtigen strebt, hat ferner die Wurzel ohne weiteres aoristische Bedeutung, genauer: den schildernden Sinn des praesens historicum, der Urform der Aoristität — und diesen letzteren Namen wollen wir auch für jene Urform beibehalten, welche sich eben später naturgemäss zu der abstracteren, einfach erzählenden, berichtenden Form ernüchert, die man gewöhnlich Aorist nennt. Die Aoristität folgt also unmittelbar aus der Absenz, als selbstverständliche, vorgrammatische, primäre Wurzelbedeutung, ist aber keineswegs identisch und deshalb ja nicht zu verwechseln mit der Perfectivität, was die Eigenschaft des Erlebnisses als eines in der Vergangenheit ab-

geschlossen sein würde. Diesen Sinn konnte die Wurzel unmöglich haben, da das Erlebniss als in der Vergangenheit abgeschlossenes zunächst gar nicht interessiren konnte, vielmehr als ideal-gegenwärtiges, vergegenwärtigtes (medial und causativ), mithin als solches gerade der Vergangenheit und der Abgeschlossenheit in ihr entrissenes, dessen ideale Tragweite gleichsam die Schranken der Vergangenheit durchbrach und nun in die Gegenwart hinreichte, das durch seine „Repräsentation“ ein geistiger Vollbürger der Gegenwart wurde, ohne dass jedoch darum seine Abstammung aus der Vergangenheit vergessen worden wäre. Also wohl kam zunächst nur Vergangenes, Erlebtes zu Worte, aber nicht als solches, sondern als begeistert Erzähltes, episch Vergegenwärtigtes. — Inwiefern später die Verbalität als solche keinen explicirten Ausdruck erhielt, war daher die Aoristität die selbstverständliche Bedeutung der unveränderten, mit Beginn der Explication prädicativ verwendeten Wurzel an sich, und nur secundär dann auch für präsentische Verhältnisse verwendbar, inwiefern die Präsentialität (noch) nicht explicirten Ausdruck erhalten hatte. Nach der Formdifferenzirung aber war natürlich dann die zum Zweck der Verbalfunction primär differenzirte Wurzel zunächst aoristisch, mochte sich nun die Differenzirung durch Reduplication oder Suffix vollziehen (von Wurzeldeterminativen abgesehen). —

Wilhelm Wackernagel sagt: (Urspr. u. Entw. d. Sprache, p. 23) „Und diese Urwörter bezeichnet ganz besonders eine Eigenheit: während nämlich in ihnen der Wurzelvokal noch keinerlei Aenderung erleidet, pflegt eben derselbe späterhin, wo die Conjugation auch andre Laute neben ihm entwickelt, dem tempus praeteritum zuzufallen, und es weisen z. B. nur die Imperfecta „rann“ und „trieb“ noch die ursprüngliche Wurzelform von „rinnen“ und „treiben“ auf: schliessen wir hieraus zurück, so sind die Zeitwörter im Anfange stets nur erzählend gewesen.“

So weit der inductive Schluss, den er dann noch unterstützt findet durch die andre ebenfalls inductive Instanz:

„Und dass Erzählung den nächst natürlichen Inhalt alles Sprechens ausmacht, darauf deuten schon Worte wie im Griechischen *ἔπος*, *μῦθος*, *λόγος*, im Mittelalter „Rede“ und jetzt noch „Sage“ hin, die sämtlich auch den Sinn der Erzählung in sich aufgenommen haben.“

Aus seinem apriorischen Erklärungsgrunde aber „Wirklich auch tritt Bewegung und Thätigkeit am unmittelbarsten da vor Augen, wo man erzählt, wo man von Ereignissen redet, die eines nach dem andern vergangen sind,“ ist ersichtlich, dass er zwar die Thatsache der Aoristität inductiv erschlossen, aber den Grund, aus welchem sie folgt, nämlich die Absenz, noch nicht völlig verstanden hat. Es hatte sich nämlich für W. Wackernagel auf inductivem Wege ergeben, dass „die erste Sprachschöpfung voraus die Bewegung, die bewegte Thätigkeit ins Auge fasst“ (p. 22.), und dass deshalb „die Worte hiefür, die Zeitwörter“ in ihr den „Anfang machen,“ (im Gegensatz zu den „übrigen Wortarten,“ besonders „den Substantiven,“ „den todtten Wörtern,“ die „dann erst kommen, auf sie begründet“.) Wackernagel erschliesst also aus der Mobilität die Verbalität, in wesentlicher Uebereinstimmung mit uns, davon abgesehen, dass wir die Verbalität zunächst ursprünglich nicht als eine völlig abstracte, gänzlich vom Bezug auf das concrete Radicalobject losgelöste ansehen dürfen. — Wenn er aber dann als Grund der Aoristität angibt, dass jene durch die Verba ausgedrückte „Bewegung und Thätigkeit am unmittelbarsten da vor Augen tritt, wo man von Ereignissen redet, die eines nach dem andern vergangen sind,“ so folgert er sie fälschlich direct aus der Verbalität, resp. aus dem unberechtigt in die Verbalität als solche hineingelegten Begriff der Succession mehrerer Ereignisse, der uns hier überhaupt gar Nichts angeht, wo es uns darum zu thun ist, wie die einzelne Wurzel als solche zu ihrem aoristischen Sinn kam. Aus der Verbalität, insofern dieselbe den Begriff „der bewegten Thätigkeit,“ und zwar da, wo sie „am unmittelbarsten vor Augen tritt,“ einschliesst, würde an sich vielmehr einzig die präsentische Bedeut-

samkeit als ursprüngliche der Verba als solcher folgen, da doch wohl Niemand bestreiten wird, dass die bewegte Thätigkeit als realgegenwärtige, unmittelbar anschauliche, „am unmittelbarsten vor Augen tritt.“ —

Den Schluss aus der Verbalität auf die Präsentialität zieht denn auch in der That L. Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Stuttgart 1868), wenn er sagt (I. p. 213.), dass in der Urzeit, „wo keine Sprachwurzel über den verbalen Sinn hinaus ging die Verwendung der Sprache fast nothwendig auf den Fall gemeinsamer Anschauung des Besprochenen beschränkt war.“ —

So war denn für Herder (Urspr. d. Spr.), der schon bis auf denselben Punkt, wie Wackernagel, vorgedrungen war, das „Factum“ der, ebenfalls auf inductivem Wege erschlossenen, Aoristität „a priori“: „sonderbar und unerklärlich“ (p. 142.), „da die gegenwärtige Zeit die erste sein müsste, die ein Tempus erhielte, wie sie es auch in allen später gebildeten Sprachen erhalten hat; nach der Geschichte der Spracherfindung konnte es nicht anders sein.“ Unter dieser „Geschichte der Spracherfindung“ versteht er nun aber: „das Wort, was unmittelbar auf den Schall der Natur, nachahmend folgte, folgte schon einem Vergangenen: Präterita sind also die Wurzeln der Verborum, aber Präterita, die noch fast für die Gegenwart gelten.“ — Danach soll also die Aoristität — wir sehen davon ab, dass er statt der Aoristität vielleicht gar die Perfectivität hat folgern wollen, was, wie wir sahen, absolut falsch sein würde — daher stammen, dass das Wort, inwiefern es „unmittelbar auf den Schall der Natur, nachahmend folgte, schon einem Vergangenen folgte.“ Das heisst den Urmenschen viel logische Pedanterie zutrauen! Ja freilich! Eigentlich ist alle Gegenwart schon im zweiten Augenblicke Vergangenheit! Vergangenheit ist Nichts, Zukunft Nichts, und die Gegenwart nur ein Punkt! Aber zu dieser melancholischen, sehr wahren Reflexion waren jene Natursöhne doch wohl noch nicht gelangt, für sie existirte

noch gar keine derartige Schulmeistervergangenheit. Das ist überhaupt keine Vergangenheit, aus der Aoristität, vielmehr nur Präsentialität — denn was ist sonst Gegenwart! — würde folgen können. Herders apriorischer Erklärungsgrund für die inductiv erschlossene Aoristität aus der Genesis des Worts „unmittelbar auf den Schall der Natur“ würde also nur das Gegentheil des zu erklären Versuchten begründen können. — Wer nun soeben aus der Irrigkeit seines erörterten Erklärungsversuchs der Aoristität aus der *Praesenz*, sich überzeugt hat, dass er den wahren Grund derselben nicht einsah, welcher ja gerade das diametrale Gegentheil der Präsenz, nämlich die Absenz, ist, den muss es im höchsten Grade befremden, diesen entgegengesetzten Grund für dieselbe Sache, welcher als solcher seinen Widerpart, die Präsenz, ausschliesst und vernichtet, in ununterbrochener Folge ganz wie selbstverständlich, friedlich daneben gestellt zu finden, und zwar ohne die geringste Ausführlichkeit, in zehn Worten, und damit Punctum: „Die Gegenwart zeigt man, aber das Vergangene muss man erzählen.“ — Man sieht, Herder hatte den richtigen Grund der Aoristität gefunden, aber war sich nicht klar bewusst, was er damit gefunden hatte, und liess sich daher verleiten, noch jenen zweiten Grund daneben zu stellen, offenbar in dem guten Glauben ihrer Identität, und ohne Ahnung ihres eben dargelegten diametralen Gegensatzes.

Es vermag also weder Wackernagel noch Herder die von ihnen inductiv erschlossene Aoristität der Urwörter zu erklären, welche dagegen durch unsre Theorie nicht nur als möglich, sondern als nothwendig begriffen wird.

Da endlich die Wurzel ein Objecterlebniss darstellte, so bedeutete sie dasselbe natürlich als ein fernliegendes Drittes, grammatisch geredet „in dritter Person.“ Mit andern Worten: Aus der Epik, der Eigenschaft des Urworts, einen Objectsatz zu bedeuten, folgt als selbstverständliche, implicirte Bedeutung die Tertialität der Wurzel. Eben wegen dieser selbstverständlichen Tertialität konnte natürlich das auftretende

Explicationsbedürfniss zunächst nur dem Spezialausdruck der andern Personen gelten.

Explication.

Für das nun Folgende wollen wir zu leichter Orientierung stets die beigegebene Formulierung der Hauptpunkte der Ursatzexplication überhaupt, im Auge behalten. Natürlich will sie weniger vom strict-historischen, als psychologischen Gesichtspunkte angesehen sein. —

Formulierung.

- A. 1) Formidentischer Satz. (Oscillation).
- a) Wurzelidentisch, $R + R$, Beispiel $ak : ak$ (I).
Anm. Unvollständig: Metapher, $(d) + R$. $(ta) : ak$ (II).
- B. b) Wurzeldifferent, $r + R$, $vark : ak$ (III).
- C. 2) Formdifferenter Satz. (Formdifferenzirung).
- a) Wurzelidentisch.
- α) per reduplic., $R + R^2$, $ak : ak - ak$ (IV) } Sche-
 β) per suffix., $R + Rs$, $ak : ta$ (V). } ma: A.
- b) Wurzeldifferent.
- α) per reduplic., $r + R^2$, $vark : ak - ak$ (VI.) } Sche-
 β) per suffix., $r + Rs$, $vark : ak - ta$ (VII.) } ma: B.

Analog Schleicher's morphologischer Formel (die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, zweite Aufl., Weimar 1873, p. 29) bedeutet R Wurzel, s Suffix. — Wir bezeichnen ferner mit r eine andre Wurzel; das Zeichen der zweiten Potenz bedeutet die Reduplication der Wurzel, und d einen Demonstrativlaut (z. B.: ta). —

Wir hatten es bisher zu thun mit dem implicirten Satz, dessen Formel R sein würde, Beispiel: ak . Es würde dann R_x die Formel für die Satzexplication sein, wenn wir unter

dem sogestellten x überhaupt die Modification verstehen wollen, welche der W o r t s a t z bei seiner Explication zum W ö r t e r s a t z e (auf seiner ursprünglichsten Stufe) erleidet. Der explicirte Satz kann nun zunächst sein entweder: formidentisch oder später etwa: formdifferent, und beide Arten sind als zunächst wurzelidentisch, dann aber als wurzeldifferenten denkbar, und mit dem Auftreten des formdifferenten, (zugleich wurzeldifferenten,) Satzes beginnt erst die vollständige, grammatische, Explication resp. Formdifferenzirung. Die Explicationsvorstufe der Oscillation dagegen ist eigentlich u n g r a m m a t i s c h, v o r g r a m m a t i s c h. In unsrer Formulirung entspricht je „a“) als wurzelidentisch einem Identitäts-, „b“) als wurzeldifferent einem Differenzurtheile. Die Möglichkeit des letzteren setzt schon die Schöpfung mehrerer Wurzeln voraus. Es giebt also 1) (form-) identische und (form-) differente Identitätsurtheile — die Metapher (II) fassen wir als ein unvollständiges identisches Identitätsurtheil auf — 2) i d e n t i s c h e u n d d i f f e r e n t e D i f f e r e n z u r t h e i l e, mit denen wir es besonders zu thun haben. Nach diesem kurzen Ueberblick wollen wir der Reihe nach auf die einzelnen Punkte etwas näher eingehn, gemäss den drei natürlichen Abschnitten der: A, Oscillation; B, Metapher; C, Formdifferenzirung.

A. Oscillation (Formidentischer Satz). —

Wir werden zuerst die wurzelidentische (I) und darauf die wurzeldifferenten (III) Oscillation (Schwanken der Wurzel zwischen subjectischer und prädicatischer Bedeutsamkeit, resp. Verwendung derselben das eine Mal in Substantiv-, das andre Mal in Verbalsinn) in Betracht nehmen. Schon die nackte Wurzel (ak) selbst ist eigentlich das (erste) Schema der prädisponirten Oscillation; — ak:ak (I) ist dann das (zweite) Schema der a n g e d e u t e t e n, — v a r k : a k (III) das (dritte) Schema der „d e u t l i c h e n“ Oscillation. — Auf dieser eigentlichen Oscillationsstufe sind Sprachen wie das Chinesische erstarrt, indem der Usus zum Theil Wurzeln aus der durch die Oscillation bewirkten flüssigen, substantiv-verbaleu Zweideutigkeit herausgehoben und sie als eindeutige, noch ohne

lautliche Functionsunterscheidung, (im Gegensatze zur späteren flexionären Erstarrung) entweder nach der einen oder nach der andern Richtung hin metaphorisch fixirt hat. Auch in späteren Stadien brachten es solche Sprachen zu keiner eigentlichen Formdifferenzirung, verschafften sich jedoch dafür theilweis in der Accentdifferenzirung eine Art Ersatz. —

a) Wurzelidentische Oscillation (identisches Identitätsurtheil).

Vielleicht machte sich sogar schon im Acte selbst, in dem mimischen, implicirten Wurzelsatze, eine gewisse Unterschiedenheit zwischen subjectischem und prädicatischem Element bemerklich. War doch das Erlebniss doppelseitig. Denn den Urmenschen hatte ja das Prädicatwesen in der Bethätigung seines Wesensprädicats interessirt. Er hatte sich daran gefreut, dass das Ross: Ross ist, d. h. inwiefern es äussert, was es ist, durch das, worin, und qua es dies darin ist — inwiefern es sein Ross-sein bethätigt. Darin besteht von vorn herein die Unterscheidungsnuance der beiden vielleicht schon mimisch nicht ganz unangedeutet belassenen Momente. Durch die Reduction war dann naturgemäss etwas von dem Feuer der Darstellung verloren gegangen. Die phonetische Wurzel rief das Erlebniss nicht mehr in unmittelbarer, augenfälliger Vergegenwärtigung zurück, sondern reproducirte es nur mehr andeutend. Hatte nun der Urmensch sich noch genug poëtische Wärme bewahrt, so musste sich das Bedürfniss fühlbar machen, die Lücke, so weit die jetzigen, veränderten Umstände es gestatteten, wieder auszufüllen, das eingebüsste Schilderungsmoment wieder herzustellen, die reducirte phonetische Wurzel (ak), die ohne weiteres mehr dem substantivischen Sinn zuneigte, wieder voller in ihrer Satzgeltung zu kennzeichnen. — So mochte man denn die Epik der Wurzel wieder dadurch wenigstens neubelebt hervortreten lassen, dass man das Identitätsurtheil nach seinen beiden Seiten auch formell wirklich vollzog, gemäss dem, schon seinem wahren Satzwesen entsprechenderen Schema ak: ak. Es genügte nicht mehr zu sagen „Galoppirer

(ist galoppirend)“, sondern man sprach den Satz nun durch Juxtaposition gewissermassen analytisch aus, zerlegte das Quasidoppelerlebniss in seine beiden Erlebnissmomente, und setzte demgemäss die Wurzel zwei Mal nach einander, wobei natürlich der zweitgesetzten Wurzel, da die erste selbstverständlich vorwiegend substantivischen Sinn hatte, die Bedeutung desjenigen Erlebnisstheiles zukam, welcher als solcher unausgedrückt belassen war, nämlich das epische Bethätigungsmoment des Rosserlebnisses. —

b) Wurzeldifferente Oscillation (identisches Differenzurtheil).

Der Beginn von wirklichen, nicht bloss quasi Doppelerlebnissen, welcher die sich steigernde Erlebnisscapacität des Menschen documentirt, und gleichbedeutend ist mit dem Beginn des Erlebens zufälliger im Gegensatz zu Wesensprädicaten, sollicitirte auch wirkliche Doppeldarstellung des Doppelerlebnisses durch differente Satzmomente im Differenzurtheil, spezieller zunächst der deutlichen Oscillation. Das Differenzurtheil hat gleich der Metapher den Sinn einer idealen, poëtischen Gleichsetzung zweier lebendiger Dinge in Bezug auf ihre Lebendigkeitsäusserungen, eines Analogieurtheils, so zu sagen, kennzeichnet sich aber letzterer gegenüber durch die Momentaneität des Vergleichs. Beide Dinge verschiedener Sphären sind bereits nach ihrem Wesensprädicat benannt, und eben deswegen wird das eine dem andern insofern gleichgesetzt, als ersterem das Wesensprädicat des andern nicht als sein eigenes Wesensprädicat, wie bei der Metapher, sondern als augenblicklich prägnantes Merkmal, gleichsam als momentane, nicht dauernd wesentliche Aeusserung zukommt. Indem man den Wolf — vark möge ihn als „Zerreisser“ bezeichnen, — galoppiren sah, ergänzte sich durch Association das Partialerlebniss des bemerkten Galoppirens am Zerreisser zu demjenigen Totalerlebniss, als dessen Prägnanzseite gerade das jetzige Partialerlebniss bereits erlebt war, zur Totalvorstellung des Pferdes als Galoppirmodells, der Zerreisser

κ. ε. erschien als Galoppirer a parte, augenblicklich: praegnanti, und damit hatte sich bestimmter die Abstraction der zweit-gesetzten Wurzel (ak), qua prädicatischer, vollzogen. Das ursprüngliche Wesensprädicatswort haftete nun nicht mehr starr an seinem Ursubstrat, das Uretymon — so möge es bis dato heissen, — war loser, selbständiger, bewegliches, in Fluss gerathenes, aber noch nicht einseitig erstarrtes Etymon geworden. — Der poëtische Trieb zielte jetzt hin auf die verknüpfende Beziehung mehrerer Objecterlebnisse auf einander. Die Explication überhaupt ist eine Folge des gesteigerten Bedürfnisses explicirter Darstellung der einzelnen, früher verworrenen, implicirten Momente. Man wollte die immer reicher und tiefer erfassten, auch in ihrer Gliederung interessant gewordenen Erlebnisse nun auch, als in solch reicherer Gliederung, nicht nur nach ihrer Prägnanz-, sondern auch nach ihren verhältnissmässig in geringerem Grade prägnanten Seiten mittheilen. Der zunehmenden Erlebnissgliederung entsprach die zunehmende Satzgliederung. —

B. Metapher.

In der metaphorischen Benennungsweise findet, wie schon angedeutet, eine poëtische Gleichsetzung zweier Dinge verschiedener Sphären, von denen das eine benannt ist, nach ihrem Wesensprädicate Statt. Eben deswegen haftete der Name des benannten Dinges jetzt auch an dem zu benennenden, das er ebenfalls nach seinem Wesensprädicate bezeichnen lernt. So stellt sich denn die Metapher wirklich als ein Explicationsmodus dar. Unvollkommen ist das identische Identitätsurtheil insofern, als hier das Subject, das dennoch implicirt dem Redner das sein Wesensprädicat als solches äussernde Substrat ist, nicht ausgedrückt, sondern etwa durch ein Deutewort, Halbwort, verschwiegen bedeutet, und nur das bereits Wort gewordene Prädicat als solches ausdrücklich hinzugefügt wird. So deutete der Urredner mit ta demonstrationum etwa auf die benennungsinteressante Sonne hin — die metaphorische Benennung findet natürlich auch in Gegenwart statt,

im Gegensatz zur radicalen, die als primäre stets die Absenz fordert- und fügte dann das Wort *ak* hinzu, welches das Ross als ungestümen Renner, (Galoppirer) bedeuten mochte. Denn obwohl das Licht vielleicht die überwältigendste Naturerscheinung!war und sich ohne weiteres der Vorstellung in seiner spezifischen Qualität aufdrängen musste, konnte es doch, von der Farbe ganz zu geschweigen, weil directer, mimi-scher Darstellung unzugänglich, nur metaphorisch zu Worte kommen, wie alles Leuchtbare und dahin Gehörige. Indem nun die erstrahlende, zunächst vielleicht die mit ihren Morgendämmerungs- und Morgenrothsstrahlen daherstürmende Sonne gewissermassen als „Sonnenross“ (— hier hören wir von ferne die Quellen der Mythologie rauschen, cf. Max Müllers Mythologie, ferner in seinen von Karl Böttger bearbeiteten Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache Th. II, XI über die *αἶν*’s.) empfunden und poëtisch mit dem eigentlichen Rosse verglichen wurde, entstand, während der vollständige Satz lauten würde „*ak:ak*“, nun etwa der Halbsatz: (ta): *ak* = (Einstürmeding) dort: einstürmend = (Leuchteding) dort: leuchtend. — So verfeinerte sich unmittelbar während und in der Metapher der ursprünglich grobsinnliche Sinn des Worts *ak* in der Richtung auf symbolische Bedeutung hin, und, metaphorisch erstarrend, bedeutete dasselbe nun die Sonne, jenachdem, als (daherstürmende) Leuchterin oder ihr (daherstürmendes) Leuchten. So konnten Bildungen wie *aktus* in der Bedeutung „Lichtstrahl“ und ähnliche entstehen. (cf. J. Schmidt, Wurzel *ak*, unter *aktus* p. 4, p. 83, und unter *açan* und *ἀκτίς* 14, 76, 78.) Aber nicht nur die Morgen-, sondern auch die Abenddämmerung, ihre Schwester, konnte als hereinbrechend *aktus* benannt werden. Könnte sich nicht vielleicht „*aktus*“ in der Bedeutung „Licht“ und „Dunkel“ und *çitis* - „weiss“ und „schwarz“ in der angedeuteten Weise vermittelt haben? (Zu p. 83). — Die Unterscheidung der Metapher als radicaler und poëtischer ist ihr an sich unwesentlich und secundär, weil nur aus der Differenz der Sprachstufen fliessend, und geht uns um so

weniger an, als wir es nur mit der radicalen zu thun haben. Die Metapher kann homogen oder heterogen sein.

1) Homogen ist eine Wortübertragung von Sinnlichem auf Sinnliches, und demnach wieder zunächst a) von Mobilem auf Mobiles. Nur mimisch darstellbare Dinge konnten Radicalobjecte werden, primär benennbar sein. Die Mobilbedeutung der ersten Worte folgt nothwendig aus dem pantomimischen Prozess, und inwiefern sich dieser als Weg der Sprachentstehung erwiesen hat, ist alles Immobile in die Metapher verwiesen, und das Mobile, insofern mimisch undarstellbar. Selbst der Begriff der Bewegung überhaupt kann als solcher kein Urwort gehabt haben, sondern kam erst metaphorisch zum Ausdruck, freilich gewiss unter den ersten Metaphern, aber Urbenennung konnte zunächst nur ein sich auf ganz bestimmte, individuelle Art bewegendes Ding bekommen. Die häufigere Anwendung auf allmählich auch in Bezug auf ihre Art, sich zu bewegen, mehr differirende Objecte schliß naturgemäss vielfach das anfangs völlig Individuelle des Wortsinns ab und verallgemeinerte ihn (während andre Worte ev. auf jenen etwa vom ersten Worte aufgegebenen Individualposten nachrückten), so dass, was ursprünglich vielleicht die Bedeutung der individuellen Galoppirbewegung (ak) gehabt hatte, allmählig die viel allgemeinere der Bewegung überhaupt erhielt (*κινέω* u. s. w.). b) Wortübertragung von Mobilem auf „Stabiles“ insofern in letzterem die Bewegung ihre Endschaft erreicht, wie wenn das Wort für „sitzen“ von demjenigen für „niedersitzen“ her stammt — und „Habiles“, Ruhiggestaltliches. Denn Ruhendes, auch das abstract Gestaltliche der Thierformen, so weit es sich nicht unmittelbar mit der eigentlichen Mobilseite berührte, war nur secundär benennbar, auf der Basis des Mobilen. c) Wortübertragung vom Mobilen auf Leuchtbares, Sichtbares, und was damit zusammenhängt. d) Von dort aus auf Hörbares, Fühlbares und überhaupt das übrige sinnlich Wahrnehmbare. —

Die Metapher geht also vom Mimischdarstellbar-Mobilem

über zum Habilen und Stabilen einer-, und über das Sichtbare andererseits zum Hörbaren, Wahrnehmbarem u. s. w., von „c)“ an wohl wesentlich in der von Wackernagel p. 21, 22, constatirten Weise.

2) Die heterogene Metapher geht von Sinnlichwahrnehmbarem auf Geistiges, nur symbolisch Bedeutbares, und geht uns, da sie schon eine höher entwickelte Stufe voraussetzt, nichts weiter an. Wir könnten sie im Gegensatz zur homogenen als „*Extensirungsmetapher*“, durch welche sich das Reich der Bedeutungen erweitert, die *Intensirungsmetapher*“ nennen, da ihr Wesen symbolisirende Vertiefung der Bedeutung ist. Durch Intensirungsmetapher kam z. B. das Wort *div* von der Bedeutung der Sonne zu derjenigen Gottes (ob auf flexionslosem oder flexionärem Wege, kümmert uns hier nicht). —

Durch die Metapher bereichert sich naturgemäss die Verwendbarkeit der geschaffnen Wurzelwörter auf immer neue Begriffe, deren neu empfangener Name dann in substantivischem oder verbalem Sinne, zunächst flexionslos, später ev. flexionär, erstarrend, d. h. seine frühere Flüssigkeit, Beweglichkeit verlierend, welche ihm die Oscillation verschafft hatte, sich fixiren kann. Es ist leicht begreiflich, wie der Umfang der metaphorischen Bezeichnungsweise weit denjenigen der radicalen übertrifft; auf der Grundlage der Radicalschöpfung erst möglich geworden, trat sie dann, vom Erleichterungstriebe ergriffen, wo es irgend anging, an Stelle der umständlicheren Wurzelschöpfung, und restingte endlich, später durch Formdifferenzirung (Flexion), ev. unterstützt, als alleinige Bezeichnungsmethode. —

C. Formdifferenzirung.

Beobachten wir nun noch den ersten Schritt dieser Formdifferenzirung — „*Totalexplication*“ könnten wir sie nennen — besonders im Indogermanischen, welche der Oscillation, wo dieselbe Wurzel je nachdem zwischen subjectischer und prädicatischer Bedeutung schwankte, auf directem Wege

ein Ende machte. Wir sahen bereits, dass das Bedürfniss eines besonderen grammatischen Ausdrucks erst der Wurzel als prädicatisch verwendeter gelten konnte (cf. Substantivität), ferner, dass sie als prädicatisch verwendete sich zunächst auf das sich bethätigende Wesensprädicat in seiner Bethätigung, als solches, bezog, auf das epische Bethätigungsmoment des Objecterlebnisses (cf. Epik und Wurzelidentische Oscillation). Diese Schilderungsausdrücklichkeit der Wurzel ist aber nichts anderes, als Participialität. Die ursprüngliche Verbalität war also eine participiale, mit andern Worten: Verbaladjektivität. Die Ausdrücke Verbaladjectiv und Particip gebrauchen wir im erörterten Sinne, ohne Unterschied. Wenn überhaupt ein Bedürfniss sich geltend machte, die Zweideutigkeit der Wurzel auch formell zu heben, so musste also das erste Formungsbedürfniss der (formellen) Auszeichnung der Wurzel als verbal-adjectivischer gelten, welche Verbaladjectivität durch die Oscillation noch unausgedrückt belassen war. —

Einen interessanten inductiven Hinweis auf die ursprüngliche Verbaladjectivität schon der Wurzel an sich, als prädicatisch verwendeter, liefert uns selbst das Sanscrit z. B. in Worten wie dharmavid, und lässt uns damit eine frühere Periode ahnen, wo noch nicht einmal auf dem Wege der Formdifferenzirung, z. B. durch einfachen Partikelzusatz, die Bedeutung der Wurzel als verbal-adjectivischer zum Ausdruck gekommen war, geschweige dass sich schon ein besonderer Ausdruck für die ernüchterte, einfache Erzählung im Gegensatz zu verbaladjectivischer Schilderung eingefunden hätte, oder zur Bezeichnung einer Eigenschaft, nicht als sich unmittelbar bethätigender, sondern als ruhig zuständlicher, resp. des abstracten Adjectivs. Das versteinerte Adjectiv hatte sich noch nicht aus der mobilen, real-lebendigen Verbalität niedergeschlagen. Noch hat hier die Sprache weder die Verbalwurzel als solche gekennzeichnet gegenüber der Substantivwurzel, noch Verbum finitum einer- und Verbaladjectiv andererseits, noch Verbaladjectiv einer- und Adjectiv andererseits ausdrücklich formell unterschieden. —

Reduplication und ta.

In der indogermanischen Reduplication und „ta“ demonstrativum haben sich uns, nach den Resultaten der historischen Forschung, ursprünglichste, anfangs stets unmittelbar an die Wurzel antretende, grammatische Bildungselemente erhalten, und da diesen anfangs keine andre, als die ursprünglichste grammatische Function, nämlich die Verbaladjectivität, zugehört haben kann, so haben wir mit diesen Worten bereits unsre Ansicht in der Hauptsache bewiesen. Doch wollen wir sie nun in der Kürze im Einzelnen noch mehr zu beleuchten und zu stützen suchen. Zunächst boten sich beide Mittel der auf möglichste Restauration des verlorenen epischen Schilderungsmoments gerichteten Tendenz, dem Ausdrucksbegehren der Verbalwurzel als solcher, als höchst nahe liegende von vorn herein dar. Denn der Befriedigung des formellen Auszeichnungsbedürfnisses der Wurzel als verbaler entsprach offenbar ein derartiger Modus, in welchem sich eben das der Wurzel als verbaler wesentliche Moment bewegter, lebendiger Bethätigung, im Gegensatz zum ruhenden Elemente des (sich bethätigenden) Substrats — Substantivsinne kam, wie wir sahen, der einfachen, unmodificirten Wurzel ohne weiteres zu —, die lebhafteste, wahrhaft agirende Natur der ersteren, dem Geiste innerlich fühlbar und eindrucklich machen musste, in welchem sich gewissermassen ihre ehemalige, mobile Schilderungsausdrücklichkeit ins Phonetische übersetzte. Jenem intensirenden Momente der inneren Lebenssteigerung, Verbal- lebendigkeit der Wurzel, entsprechen daher solche natürlichen Intensirungsausdrücke, wie z. B. Wiederholung, Doppelsetzung ihrer selbst (Reduplication) oder Zusatz einer die Aufmerksamkeit spannenden und von innen her das Wort, dem sie zugesetzt wurde, verlebendigenden Demonstrativpartikel, wie ta im Sanscrit, welches in diesem, die Beachtung concentrirenden, potenzirenden Sinne eher durch „dort“ als durch „dies“ interpretirt werden könnte, tchi im Chinesischen, thang im Barmanischen, unmittelbar.

Jene Eventualität, dass etwa die Wurzel als verbale noch einen letzten Rest ihres mimischen Characters eine Zeitlang behalten mochte, wodurch sich ihre grössere Lebhaftigkeit hätte naturgemässen, primitiven Ausdruck verschaffen können, dürfen wir hier übergehen. —

Wie ein identisches, ist vielleicht auch ein differentes Identitätsurtheil denkbar, nach der Formel $ak:ak-ak$ (IV), oder $ak:ak-ta$ (V), in dem der Punkt der Lebendigkeitssteigerung des Actus zur eigentlichen Verbalhöhe, der Verbalhöhepunkt, sich in solchem phonetischen Steigerungsausdruck abspiegeln mochte. Da jedoch eine Berücksichtigung des Schema A. als eines besonderen Modus hier kein weiteres Interesse haben kann, sei von jetzt ab stets B. unser eigentliches Augenmerk, gemäss seinen beiden Formeln: $r + R^2$, $vark:ak - ak$, und $r + Rs$, $vark:ak - ta$. —

Reduplication.

Dass sich die Reduplication zum Ausdruck des mehrmaligen, Gesetztseins eines Dinges, oder Geschehens eines Begebnisses eignet, gehört nicht hieher. Aber jedenfalls — denn erst secundär und an der entsprechenden griechischen Form erscheint thatsächlich Perfectivbedeutung — kann die Aoristität des sanskritischen reduplicirten Präteritums (cf. Bopp's vergl. Gr., dritte Ausg., 1870, §. 513) nimmer unmittelbar von solcher iterativen Verwendbarkeit der Reduplication herkommen; denn mit einer Iteration, dem mehrmaligen Geschehn eines Ereignisses, haben Gegenwärtigkeit und Vergangenheit desselben, als solche, gleich wenig zu thun. Verbalität überhaupt hat als solche nichts zu schaffen, weder mit Iteration, noch Frequenz, noch Succession. Daher geht uns hier, wo wir es nur mit der Reduplication als wirklich grammatisch fungirender zu thun haben, die Iteration nichts an. Ueberhaupt kann

1) die Reduplication überall nicht unmittelbar Ausdruck der Perfectivität als solcher gewesen sein, wie immer noch irrthümlich angenommen wird. Denn

a) Wir sahen bereits, dass das Erlebniss nicht als in der Vergangenheit abgeschlossenes, sondern vielmehr nur als ideal-gegenwärtiges zunächst interessiren konnte (cf. Aoristität).

b) Da und insofern es allgemein anerkannt wird, dass die Reduplication ursprünglich unmittelbar-natürlicher Ausdruck einer Begriffssteigerung ist, konnte sie nicht unmittelbar Perfectivität als solche bedeuten, in welcher nicht das geringste Begriffssteigerungs-, sondern vielmehr ein Begriffsschwächungsmoment liegt, insofern das reale, anschaulich-gegenwärtige Geschehn lebendiger, dem Gefühl kräftiger eindrucklich ist, als das vorstellige vergangene Erlebniss als solches. Im Gegentheil würde eine Wurzelhalbirung ein treffenderer Ausdruck für eine solche Begriffsschwächung sein als eine Wurzelverdoppelung. Zur Bezeichnung des Gegentheils der blassen Abgeschlossenheit in der Vergangenheit, nämlich der anschaulichen, lebendigen, realen Gegenwartigkeit, der Präsentialität, wäre andererseits die Reduplication an sich kein untaugliches Mittel. Aber Präsentialität als solche zu bezeichnen, konnte eben, wie wir sahen, Anfangs durchaus kein Interesse vorhanden sein. (cf. Absenz und Aoristität.)

2) Da aber selbst die Aoristität als solche auszudrücken, anfangs kein Bedürfniss existiren konnte, sondern vielmehr vorerst nur die Verbal-adjektivität als solche, so muss letztere eben die ursprüngliche Bedeutung auch jener indogermanischen Form gewesen sein, welcher später im Sanskrit das reduplicirte Präteritum entspricht. — Darauf weist nun auch entschieden die Induction hin. Denn daraus, dass wir die Reduplication im Sanskrit thatsächlich unterschiedslos verwendet finden in den Temporibus des Perfects, Aorists, Präsens u. s. w., ergiebt sich ihre ursprüngliche Indifferenz gegen die Temporalität überhaupt, und ausser der letzteren kommt hier überhaupt nur noch als grammatische Function in Frage die Verbaladjektivität, auf welche also auch die Induction als ursprüngliche der Doppelung hindeutet. — Darauf, dass die Verbaladjektivität die grammatische Urfun-

ction der Reduplication gewesen ist, weist auch die inductive Instanz hin, dass (Humboldts Einl. zum Kawiwerk, p. 393) „in den Sprachen der Südsee die Verdoppelungen fast ausschliesslich den Adjectiven angehören“ — war doch das Adjectiv ursprünglich verbal. — Wie ihr aber später im sanskritischen Präteritum die Aoristität als solche als Bedeutung zufallen konnte, erklärt sich leicht daraus, dass ja von vorn herein die Verbaladjectivität als solche eine selbstverständlich aoristisch-tertiäre war. (cf. Aoristität und Tertialität). —

ta.

Eben so wenig wie der Reduplication und aus demselben Grunde, nämlich als ursprünglichem grammatischen Bildungselemente, kann dem indogermanischen ta demonstrativum eine andre Function als die Verbaladjectivität als solche zugekommen sein. Auch dies bestätigt die Induction: Zunächst geht die Formidentität des ta demonstrativi als Verbalsuffix hervor:

a) mit dem Suffix ta des sanskr. part. perf. pass. aus Bopps vergl. Gr., dritte Ausg. 1871, §. 817, c. —

b) mit den primären und secundären Personalendungen ti und t (§. 804).

c) mit dem Suffix ant des part. praes. act. (§. 804).

d) mit Bildungen wie pá-ti-s (§. 845), wo das Suffix die „handelnde Person“ bezeichnet.

Daraus folgt die ursprüngliche **Functionsidentität** des indogermanischen ta in Bezug auf die Verbalsphäre. Diese Function kann ursprünglich keine andre als die Verbaladjectivität als solche gewesen sein, wie hervorgeht aus dem Erweise seiner ursprünglichen Indifferenz gegen Temporalität, (Vergangenheit und Gegenwart im Allgemeinen kommen dabei in Frage,) Verbalgenus und Personalität (resp. Tertialität, die allein in Betracht kommt), und die übrigen spezielleren Verbalfunctionen fallen überhaupt ausser Betracht. Constatiren wir zunächst seine Indifferenz gegen

a) Temporalität. Für ta finitum bedarf dies keines Beweises. Für das verbaladjectivische geht sie hervor für das Sanskrit z. B. aus Formen wie *suptás* = schlafend, und geschlafen habend (§. 819), *prastítas* = proficiscens und profectus, *stítas* in gegenwärtiger Bedeutung, während ta sonst ja meist perfectischen Sinn hat. Analog griechisch *στατός* in präsentischem Sinn.

b) Verbalgenus. Bekanntlich hat ta als sanskritisches Verbaladjectivsuffix meist passivischen Sinn, dagegen hat es seinen ursprünglichen aktiven, resp. episch-neutralen Sinn bewahrt in den *verbis neutris* resp. *intransitivis* (§. 513). Bopp selbst constatirt, dass „eine Veranlassung zur passivischen Bedeutung durch den Laut nicht gegeben sei“ (817, c.). So hat denn auch im Sanskrit z. B. *bṛtás* passivischen, dagegen das entsprechende lateinische *fertus* aktiven Sinn, das neupersische *berdeh* (§. 627) = getragen, und: getragen habend, beide Bedeutungen. *pátis* hat aktiven Sinn, und das ursprünglich mit unsrer Verbaladjectivendung ta wahrscheinlich identische Suffix ant des *part. praes. activi* die besagte Bedeutung.

c) (Personalität resp.) Tertialität. Denn als Verbaladjectiv fungirend konnte es ja offenbar Tertialität gar nichts angehn, eben so wenig bei Bildungen wie *pátis*.

Der erste Schritt des Functionswandels unseres Demonstrativlautes ta kann also, (bei Gelegenheit der Verbalbildung,) da er zu einer Zeit in (Verbal-) Function getreten sein muss, als Temporalität und Personalität noch nicht ausdrucksbedürftig waren, nur zur Verbaladjectivität selbst geführt haben, die ihm ja zum Theil auch noch im Sanskrit verblieben ist.

Natürlich war ta auch gegen Participialität, inwiefern sie einen Gegensatz bildet zur finiten Form, ursprünglich indifferent, Beides fiel anfangs vielmehr zusammen; doch bewahrte nur bei *verbis neutris*, in Formen wie *stítas*, die

ursprünglichere Form auch den ursprünglichen Sinn, gegenüber dem abgeschwächten *ti* und *t* des *verbi finiti* und schon abstracteren Bildungen wie *pátis*. Die verbaladjectivische Function des *ta* offenbart sich auch dadurch als seine ursprünglichste, dass Formen wie *dharmavid* auf eine Zeit zurückweisen, wo dieselbe bereits der von Bildungselementen entblößten, nackten Wurzel zugänglich war.

So liegt denn an sich weder in jener Reduplication irgend etwas von Aoristität, (secundär Perfectivität), noch in *ta* dem. von Tertialität. Beide als bedeutungsunbedürftig kamen wirklich zu keinem directen Ausdruck, sondern erhielten ihn erst auf indirectem Wege durch „Funktionsmetapher.“

Es mögen jetzt einige Analogien aus Sprachen gänzlich verschiedener Sphären folgen für den Functionswechsel,

I. Demgemäss eine ursprünglich intensivende (Demonstrativ-) Partikel zum Verbaladjectivsuffix wird.

1) Im Barmanischen ist *thang* (Kawi-einleitung p. 368, 369, nach Carey und Judson) Demonstrativpartikel, ferner: Zeichen des Verbaladjectivs (p. 368.). Humboldt meint, dass durch Hintanföugung dieses *thang* „die Verba besonders heraus gehoben werden.“ „Der Redende lässt auf sie: dies! also! folgen und wendet die Aufmerksamkeit des Hörrers auf das Gesagte.“ Diese Ansicht über die Verbalkraft des zugefügten Demonstrativlautes ist, wie wir bereits sahen, ganz die unsrige. — Eine später verbalbedeutsame Intensivpartikel besitzt ferner

2) Die Mayasprache auf Yucatau (Kawieinl. p. 288) in *cah*. Durch die Intensivbedeutung von *cah* „mag es gekommen sein, dass die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlung, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen.“ — Dem *cah* analog verhalten sich ferner in derselben Sprache auch andre Partikeln wie *en*, *ten*, *ah*. — Ferner spricht Humboldt p. 283 von einer Intensivpartikel der

3) Huastecasprache, welche verbal- und später prä-

teritalbedeutsam wird, ähnlich der indogermanischen Reduplication. — Gleich hier bemerken wir, dass Humboldt auch die Analogie des

4) chinesischen: tchî mit dem barmanischen thang in Bezug auf Functionsgenesis und -wandel constatirt.

II. Functionswechsel, demgemäss eine Verbaladjectivform zur finiten Form wird. Zunächst ist wieder anzuführen:

1) Das Barmanische thang, das Humboldt uns bereits als Verbaladjectivsuffix kennen lehrte. Dasselbe ist (p. 361) auch Indicativzeichen. Ist ja doch das barmanische Verb gänzlich als Verbaladjectiv aufzufassen (p. 364, 380). Da aber die barmanische Sprache in ihrem Baue unbestritten noch höchst ursprünglich ist, so weist auch dies darauf hin, dass das Verb ursprünglich adjectivisch war.

2) Das chinesische tchî ist, wie gesagt, analog.

3) en, ten, cah, ah; die Partikel der Huastecasprache u. s. w.

4) Die Form des altslavischen aktiven Perfectparticips auf lo, welches mit dem sanskritischen ta identisch zu sein scheint, ist im Polnischen zum Praeter. Ind. (3. Pers. Sing.) geworden, ohne Personalendung. So heisst „bülŏ“ = (altsl.) „gewesen“, „był“ (poln.) dagegen: „er war“ (§. 628.) Ebenso sagt der Böhme: „Byl jenom jeden král“ = „es war einmal ein König.“ — Jenem był entspricht

5) Das neupersische „bûd oder bûdeh, „der gewesene,“ im Sinn von „er war.“

6) Im Mexicanischen ist die Bildung: ni — tlatzotla — ni = ich-lieb-end (Humb. Einl. p. 278) das Präsens: ich liebe.

7) Das türkische Präsens wird nach Max Müller (Vorlesgn. I, 268) durch Anhängung der Pronominalendungen an das Verbaladjectiv gebildet; doch „in der dritten Person der Einheit ist die Pronominalendung als unnöthig ganz und gar weggelassen.“ Statt „ich liebe, du liebst, er liebt, sagt die türkische Grammatik „liebend ich, liebend du, liebend = sever — im, sever — sen, sever.“

8) Nach Gesenius' hebräischer Grammatik (19te Auflage 1862) §. 44, euthält „der hebräische Verbalstamm den Prädicatsbegriff,“ „kann in der Bedeutung des Adjectivi verbalis gedacht werden“ und drückt „für sich allein die 3. P. Sing. Perf. aus, als קָטַל er hat getödtet, קָטַלְתָּ du hast getödtet, (gleichsam tödtend du, oder Tödter du, ein Tödter warst du, קָטַלְתָּ אָתָּה).“ So sind denn auch „bei Intransitiven (Dass die Urverba: neutra sein mussten, folgt ja unmittelbar aus der Epik, der ästhetischen Satzbedeutsamkeit der Urwurzel) Perfect und Verbaladjectiv ganz gleichlautend, als מָלֵא „er war voll“ und „voll“, קָטַן „er war klein“ und „klein“.“ „Doch lässt sich mit קָטַל (transitivum) die Adjectivform קָטַל vergleichen,“ die „meist Eigenschaften bezeichnet.“ — Das weist entschieden auch für das Hebräische auf Uridentität der dritten Person, hier sogar des Präteritums mit dem Verbaladjectiv hin. In wiefern die Verbalstämme קָטַר u. s. w. wurzelhaft, treffen wir hier also noch die nackte Wurzel, wie bei dharmavid, in verbaladjectivischer Function und ferner auch in finiter und zwar sogar noch präteritaler Bedeutung — selbstverständlich (und deshalb nicht explicirt): tertial. Darin, dass die hebräischen nach Vorgang der arabischen Grammatiker die Originalform des Verbs auch wirklich an die Spitze desselben stellen, verrieth sich feines Sprachgefühl. —

Von den durch Intensivpartikel gebildeten Verbaladjectivformen werden bei ihrer Uebertragung ins finitum die altslavischen auf lo im Polnischen, das persische būdeh, welches mit dem sanscritischen b'ūtas identisch ist, ferner die mit jener Intensivpartikel gebildeten Formen der Huastecasprache präterital-bedeutsam, resp. bewahren diese schon der Wurzel implicirte Urfunction, gleich dem Hebräischen, und gleich dem reduplicirten, sanscritischen Präteritum. Dagegen nitlazotlani und sever erhalten, gleich dem im sanscritischen finitum zunächst zu ti verkürzten ta, präsentische Function. So weisen jene Analogien auch für dies „ti“ finitum inductiv auf denselben, von der Verbaladjectivität ausgehenden Functionswechsel hin. —

בּוּלָה, bülü, byl, būdeh, sever, tutôda sind alle tertial, aber nirgends ist die Tertialität als solche ausgedrückt. Es kann uns daher nur sehr gekünstelt erscheinen, mit Bopp für letztere Form den verschollenen Verlust eines ehemaligen, als solches tertialbedeutsamen ti anzunehmen. Vielmehr wird ta gleich den übrigen Bildungen ehemals die ursprünglichste grammatische Function des Verbaladjectivs gehabt haben, und wo nun diese Verbaladjectivität, wie bei der Form, die später als tutôda erscheint, bereits durch die Reduplication zum Ausdruck gekommen war, konnte offenbar keine Veranlassung sein, noch ein identisch fungirendes ta anzuhängen. Diese Form hat sich vielmehr darin noch ursprünglicher erhalten, als die Präsensform mit ti, dass sie sich auch noch den Präteritalsinn bewahrt hat, ja sogar in überwiegend aoristischer Bedeutungsnuance. Der Functionswechsel von ta wird eben ganz analog demjenigen des barmanischen thang (und chinesischen tchi) gewesen sein, nämlich von der Demonstrativität zur Verbaladjectivität zum Verbum finitum. — Davon, dass, wenn wir vielleicht im indogermanischen Nominativzeichen sa nur eine Variation des älteren ta besäßen, der Functionswechsel des letzteren selbst hierin dem barmanischen thang analog sein würde (cf. Humb. p. 361, 368), dürfen wir hier absehn. — So kam ta allmählich für das reale Praesens, im Gegensatz zum idealen, historicum, das es einst eben so gut, wie die Reduplication, implicirt zunächst, vorwiegend bedeutet hatte, in überwiegenden Gebrauch, gegenüber der reduplicirten Form, welche ihre ursprüngliche Function beibehielt. So ergab es sich von selbst, dass, falls die reduplicirte Form dennoch der Präsentialität zuneigte, man darauf verfiel, zu ihrer wirklichen Fixirung in dieser Function die bereits präsentischbedeutsam gewordene Partikel ta hinten anzuhängen, während das reduplicirte Präteritum ohne ein dergleichen Suffix blieb. Tertialität, als von vorn herein bedeutungsunbedürftig, scheint wirklich, auch nach den aufgeführten Analogien zu schliessen, weil selbstverständliche Bedeutung schon der Verbalwurzel an sich,

gar nicht zu explicirtem, expressestem Ausdruck gekommen zu sein. Wohl aber bedurfte, bei fortschreitender Explication die (nicht tertiale) Personalität des Ausdrucks. — Während aber die nackte Wurzel *ak* (analog קטל) und die primär differenzirte *ak-ta* in Verbaladjectivfunction neben einander bestanden haben mögen, als das Personalitätsbedürfniss *ak-ma* schuf, ausgehend naturgemäss von der kürzeren Form *ak*, — später alimirte sich dann die verbalfungirende Wurzel bis auf wenige Reste in Zusammensetzungen wie *dharmavid* — muss *sev* bereits die Verbaladjectivfunction exclusiv an *sever* abgegeben gehabt haben und als selbstständige Form der Elimination verfallen gewesen sein, als man *sever* — im bildete. Hätte es mit dem Indogermanischen schon eben so gestanden, so würde es: *ak-ta-ma* heissen, analog *sev-er-im*, und auch ähnlich wie קטלתי (denn hier ist zwischen Wurzel und Personalpronomen nach Gesenius § 44 der Demonstrativlaut „ת“ eingeschoben), und *ni-tlazotla-ni*. Dem *ak-ma* würde etwa ein türkisches *sev-im* und mexikanisches *ni-tlazotla* entsprechen. Den Formen קטל, קטלתי wäre ein *sev*, *severim* ungefähr analog. — Der sich einstellende Ausdruck der Personalität konnte natürlich nicht dazu beitragen, das Bedürfniss des Specialausdrucks der Tertialität dringender als bisher zu machen, da nun die dritte Person genugsam gekennzeichnet und bedeutet war durch ihre Nichtbezeichnung den andern Personen gegenüber, und so musste *ta* allmählich den Schein explicirter Tertialfunction, und damit wirklich dieselbe gewinnen.

Resumiren wir nun noch einmal kurz dies erste Kapitel grammatischer Funktionsentwicklung. Die zuerst ausdrucksbedürftige Verbaladjectivität war als solche wieder zunächst selbstverständlich: aoristisch-tertia (cf. Aoristität und Tertialität), und ihr gegenüber dann später, beim Fortschritt der Explication, ausdrucksbedürftig: die Temporalität zunächst als präsentielle (das Futur kommt für uns noch nicht in Betracht), und die (nicht tertiale) Personalität. Mit der Verbalität explicirt sich der Ausdruck für die thatsächlichen

Erlebnissmomente des Objecterlebnisses an sich als solchen, in ihrem von vorn herein gegebenen Gegensatze. Auf zweiter und dritter Stufe expliciren sich dann die Umstände des Object-erlebnisses. In der (zunächst präsentialen) Temporalität explicirt sich der abstracte Bezug des Objects auf das redende Individuum als in der Zeit existirendes überhaupt, das Verhältniss des Objecterlebnisses zum zusammenhängenden Lebenslauf des erzählenden Subjects. — Dagegen explicirt sich in der nicht-tertialen Personalität der concrete Bezug auf das Individualitätsverhältniss, in welchem der redende Theil zu dem beim Acte als Hörender contrahirenden Theile steht. — Das Bedürfniss des Ausdrucks der Temporalität scheint sich durch Bedeutungsdifferenzirung grammatischer, und zwar primitiver, Functionselemente, gewissermassen durch grammatische Metapher befriedigt zu haben, deren Möglichkeit die Umstände herbeigeführt hatten. —

So weit die beiden Punkte, die wir unter den unmittelbar aus unsrer Methode, mittelbar aus dem Princip resultirenden Consequenzen zum Schlusse noch gern hervorheben wollten. Wir sahen, wie der inductive Weg der historischen Sprachforschung sie durchaus bestätigte, und fanden so in ihnen aposteriorische Stützen unsrer Theorie. —

Wenn wir Manches von unsern Studien über den Ursprung der Sprache nur im Excerpte geben durften, und wir, da es zunächst vor Allem darauf ankommen musste, wenigstens den systematischen Faden unsrer eigenen Grundanschauung einigermaßen deutlich hervortreten zu lassen, leider die kritische Seite des Themas nur leise berühren konnten, so möge der bestimmt-eingeschränkte Zweck dieser Erstlingsarbeit die oft uns selbst wenig erwünschte Kürze entschuldigen. —

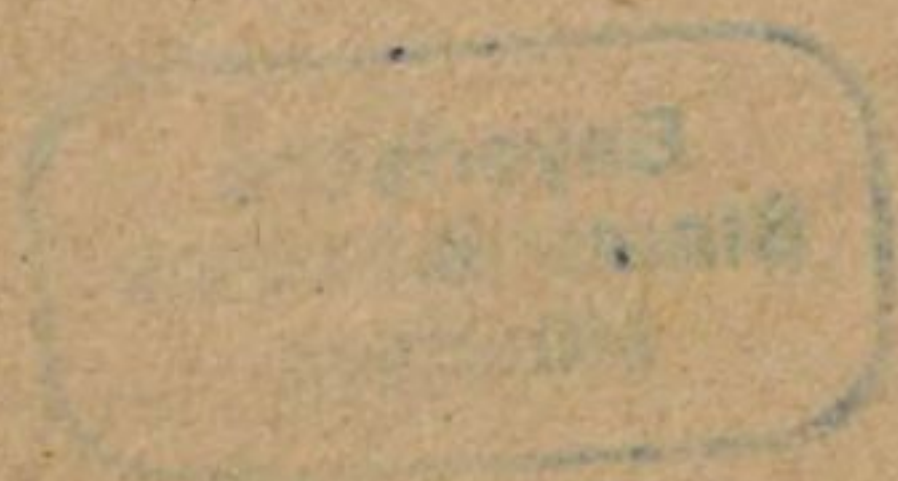


Curriculum vitae.

Natus sum Paulus Guilelmus Franciscus Schwartzkopff a. d. XVIII. Cal. Septembris anni MDCCCXLIX Stettini, ubi pater evangelicam fidem professus sacris procurandis praeerat. Inde a duodecimo usque ad undevicesimum annum aetatis meae usus sum Bachmanni rectoris, Petermanni, Goebeli aliorumque praeceptorum Gymnasii Wernigerodani disciplina. Anno MDCCCLXVIII maturitatis testimonio munitus, annis insequentibus per quattuor annos civis academicus fui universitatum litterariorum Eberhardo-Carolae Tubingensis, Georgiae-Augustae Gottinganae, Lipsiensis et Friderico-Guilelmae Berolinensis. Postremo in civitatem Universitatis Fridericianae Halensis receptus per aestatem anni MDCCCLXXII et hiemem sequentem scholis interfui clarissimorum virorum Zacheri, Bernhardyi, Keilii, Krameri, Erdmanni, Schoenii, quibus omnibus viris, optime de me meritis, gratias ago quam maximas. Mala autem mea fortuna fieri non potuit, ut id, quod valde desiderabam, impetrarem, ut seminarii philologici sodalis fierem ordinarius; extraordinarius tamen per annum fui.

Praecipue iis studiis me dedidi, quae pertinent ad linguas omnino, quibus posthac etiam, quantum in me est, operam navabo. Scripsi Paulus Schwartzkopff.

Wernigerodae, a. d. VII. Idus Majas.



Thesen.

- I. Eine wahre Kenntniss vom Wesen der Sprache ist nur möglich, wenn man ihren Ursprung kennt.
 - II. Aus der richtigen Analyse eines beliebigen einzelnen Wortes ergiebt sich Princip und Methode des Ursprungs der Sprache überhaupt.
 - III. Wer behauptet, man könne Nichts vom Ursprung der Sprache wissen, bestreitet die Möglichkeit aller Philosophie und Wissenschaft überhaupt.
 - IV. Das Darwinistsche Vorurtheil, es habe sich die menschliche Sprache aus thierischen Naturlauten entwickelt, vernichtet sich selbst.
 - V. Die Sprache ist aus dem poëtischen Triebe entsprungen.
 - VI. Die erste grammatische Function war die Verbaladjectivität.
 - VII. Die Reduplication, die wir später im Griechischen als Zeichen der Perfectivität finden, muss ursprünglich Verbaladjectivität überhaupt bedeutet haben.
 - VIII. Das Zeichen der dritten Person Singular bedeutete ebenfalls ursprünglich Verbaladjectivität überhaupt.
-

Schwartzkopff, Paul,

Der Ursprung der Sprache aus dem poëtischen Triebe Inaugural-Dissertation

Halle 1875

L.gen. 85 e

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11317884-2